

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Vierten Bandes Sechstes Stück.

Oldenburgische
Zeitschrift.

.....
Herausgegeben

von

G. A. v. Halem und G. A. Gramberg.

Vierten Bandes Sechstes Stück.

I.

Rüge des Aufsatzes im 3ten Stück des
4ten Bandes dieser Zeitschrift: über
das Ansiedeln.

Wenn ein Mann von Bildung über Dinge,
die dem Staate und der Menschheit gleich
wichtig sind, einseitig und ohne genaue Kennt-
niß des Gegenstandes abspricht, so erweckt
dies bey allen vernünftigen Hörern oder Lesern
ein mitleidsvolles Lächeln; wenn er aber ober-
flächliche und unreife Bemerkungen in poetische
Floskeln kleidet, um unkundige Leser oder Hör-

41 Bde. 66 St.

L. H. b

rer zu blenden und irre zu leiten, so erfordert dies eine ernstliche Rüge. Daß der Aufsatz über das Ansiedeln in mehr als einer Hinsicht eine solche Rüge verdient, darüber kann bey den Unterrichteten nur eine Stimme seyn. Ist dem Verfasser desselben wirklich um Wahrheit zu thun, so wird ihm jede Rüge, auch die strengste, nicht unwillkommen seyn.

Vor allen Dingen sey dem Verfasser gesagt, daß ein Stoff, wie der Gegenstand des Ansiedelns ist, nicht mit der Phantasie behandelt, sondern mit ruhigem Verstande aufgefaßt und entwickelt werden müsse. Wer in der Nähe der neuen Anbauer "arcadische Heerden, wogende Fruchtfelder, blendenden Wohlstand u. s. w." in den ersten Jahren vermuthet, dessen Kopf scheint der gelesenen Gedichte und Romane nicht vergessen zu können, in welchen durch einige Federstriche Hütten in Palläste, Steppen und Moor in blühende Gefilde umgestaltet werden. Er verlangt von der Wirklichkeit das Unmögliche, und muß sich daher getäuscht finden. Wer ferner ein gut und bequem eingea-

richtetes Haus, ein weiches gemächliches Sopha, Betten mit Eiderdunen, eine wohlbesetzte Tafel — kurz Bequemlichkeit, Fülle und Ueberfluß zum Glück des Lebens nothwendig hält, der wird leicht bey dem Anblick einer neuen Zubauerstelle, die nichts von dem enthält, was er daheim zu genießen gewohnt ist, der wird bey dem Anblick der harten Lagerstätte, der magern Kost seiner Bewohnern schaudern, und in hypochondrischer Laune allenthalben bloß Elend, Noth, Hunger und Kummer entdecken! Ein Gemälde, wie Seite 224 u. fig. aufgestellt ist, konnte nur von einer kranken Phantasie und einer durch Luxus verweichlichten Natur entworfen werden. Kein unbefangenes Auge hat den Ansiedler beobachtet, keine Prüfung und ruhige Reflexion hat die Farben zu dem Gemälde an die Hand gegeben, und was vielleicht in einem einzigen Fall nicht ganz unwahr seyn möchte, ist mit dem Stempel der Allgemeinheit unlogisch bezeichnet worden. Sah der Reisende Seite 224 den Ansiedler "mit einem Bündel gestohlenen Holzes feuchend herbeyleilen", so hätte er, wenn er mit Nachden-

ken beobachten wollte, in diesem Umstande die mögliche Ursache seines traurigen Zustandes finden können. Er würde, wäre er nicht geblendet gewesen, vermuthet haben, daß sein ketzender Anbauer einer von jenen unverbesserlichen, hartnäckigen Holzdieben seyn dürfte, von welchem durch executivische Mittel die gesetzmäßigen Brüche beygetrieben worden; daß er daher den Zustand seiner Dürftigkeit selbst verschuldet hatte und kein Mitleid verdiente. Denn nur durch Arbeit und Fleiß kann der Anbauer gedeihen, nicht durch Dieberey, am wenigsten durch Holzdiebstähle, die nicht streng genug bestraft werden können, wenn nicht die herrschaftlichen Hölzungen gänzlich ruinirt werden sollen. Einen Holzdieb zum Maasstabe der Anbauer überhaupt zu nehmen, ist aber ein Verfahren, was laut getadelt zu werden verdient.

Alle Schätze haben die Götter den Menschen feil geboten, und Arbeit ist der Preis um den man sie erhält.— Der neue Anbauer muß arbeiten, wenn er le-

ben und fortkommen will, ja er muß wol sehr oft im Schweiß des Angesichts sein Brod essen, welches wir Andern eben so oft thun müssen, wenn wir unsrem Amte und Beruf treulich vorstehen wollen. Er muß sich oft in den ersten Jahren mit seiner Familie knapp behelfen, er hat Sorgen die nothwendigsten Lebensmittel herbey zu schaffen. Dies kann bey unvorhergesehenen Unglücksfällen drückend werden, aber, wer, der ohne reiche Eltern, Bettern und Freunde zu haben, auf deren Beystand er rechnen konnte, sich empor gearbeitet hat, ist wol nicht in Lagen des Lebens gewesen, wo ihn Noth und Sorgen drückten! Sollen aber deswegen alle diejenigen Väter, welche ihren Kindern keine glänzende, gemächliche Lebensart verschaffen können, "mit einem Mühlstein am Halse, ins Meer wo es am tiefsten ist," geworfen und ersäuft werden, wie der Verf. der Randbemerkungen sagt. Welch ein schrecklicher, eines vernünftigen und gebildeten Mannes unwürdiger Gedanke! Wer ist vermögend eine beständige Glückseligkeit seinen Kindern zuzusichern? Auch der reichste und an-

gesehenste Vater kann das nicht. Wie mancher reich und vornehm Gehörner hat von einer dürftigen Hand Almosen angenommen, und wie mancher der seine Existenz einem neuen Anbauer verdankt, ist begütert und glücklich! Es müßte also kein Anbau weiter statt finden, sondern die unbemittelten anbauustigen und arbeitssamen Menschen können mit einem Mühlstein am Halse das Meer ausfüllen, und die Erde, deren Schätze unerschöpflich sind, kann eine Wüste bleiben!! —

Wenn der Mensch beständig kraftvoll bliebe, arbeiten könnte, so wäre wol mancher besser berathen, wenn er als Knecht den Acker seines Herrn bearbeitete und dessen Brod aße, als wenn er Anbauer würde. Allein wenn mit den Jahren die Kräfte abnehmen, der alte Knecht nicht mehr so rasch arbeiten und dem Pfluge folgen kann: so findet sich nicht leicht jemand, der dem alten Knecht umsonst das Gnadenbrod giebt. Hat aber ein treuer und redlicher Knecht, sich ein Plätzchen zum Anbau einweisen lassen, so verhilft ihm sein

Brodherr und andre gute Freunde gern zum Bau eines Hauses, und er wird, da er an Arbeit gewöhnt ist, in einigen Jahren so viel Land kultiviren, daß er im Stande ist, auf seine alten Tage, sein eigenes Brod zu essen. Wenn er schwach wird, so sind seine herangewachsenen Kinder seine Stützen, und so kann er weit ruhiger den Abend seines Lebens erwarten, als wenn er noch Knecht, und nur aus Mitleid, bey seinem Brodherrn gewesen wäre.

Der Verfasser der Randbemerkungen gesteht es selbst, daß die Farben zu dem Gemählde zu grell wären, er will aber dadurch bezwecken, daß die beim Ansiedeln vorhandenen Mängel in die Augen fallen und daß ihnen abgeholfen werden soll; er erlaubt sich daher einer strengen Rüge.

Mich dünkt der Hr. Verf. hat nicht das rechte Mittel zur Erreichung seines Zwecks gewählt; denn fand er wirklich bey dem Ansiedeln solche Mängel und verkehrte Grundsätze, daß nothwendig die Ansiedler zu Bettler werden müs-

fen — wußte er allein die Mängel und die Mittel anzugeben, jene zu verbessern, und den Anbauern ein Kummer: Arbeit: und Sorgen: loses Leben und wol gar Wohlhabenheit zu verschaffen — lag ihm das gute aus allen Kräften zu befördern wirklich warm am Herzen: — Warum that denn nicht der Herr Verfasser das, was ihm die Liebe zum Guten zur Pflicht machte? Warum trug er nicht seine Gedanken und Pläne derjenigen Behörde vor, welche die Gegenstände der Landesöconomie und Landes: Cultur zu erwägen, und darin zu verfügen hat? Dies Mittel würde sicherer zum Zweck geführt haben, als unter dem Deckmantel der Anonimität Dinge zu sagen, wovon in hundert Fällen wol Einmal etwas wahr seyn mag — als etwas zu rügen, was keine Rüge verdient.

Angenommen, von hundert Anbauern gehen zehne wieder zu Grunde, weil sie nicht gehörig zu arbeiten und zu sparen wußten; wäre das ein Wunder? Sehen nicht auch hie und da einige ältere Einwohner zu Grunde, die ihre Stellen mit völligem Beschlag und in

gutem Stande geerbt haben? Zwar haben die alten Einwohner manche unläugbare Vorzüge, die der Anbauer entbehren muß, gleich wol, aber findet man es bey mehreren neuen Anbauern eben so reinlich und gut, als bey den ältern Köthnern. Alles kommt auf die beiden Eheleute und auf ihre Belehrung, während ihrer Dienstjahre an. Sind sie betriebsame fleißige Menschen, und bleiben sie gesund, daß sie arbeiten können, so kommen sie sicher vorwärts. Wenn sie aber von Krankheiten heimgesucht werden, ehe noch der eingewiesene Hausplack in Kultur gebracht ist, oder wenn sie sonstige Unglücksfälle haben, oder sankenzen, so ist es nicht möglich, daß ein solcher Anbauer bestehen, vielweniger weiter kommen kann. Bleiben aber beide, Mann und Weib, gesund, und arbeiten sie fleißig, so steht man nach einigen Jahren mit Vergnügen die Früchte ihres Fleißes. Sonderbar ist es, daß solche traurige Scenen, als der Herr Verfasser der Handbemerkungen zu schildern beliebte, dem Einsatzer dieses, der viele neue Anbauer besucht hat, noch gar nicht vorgekommen sind, die jenseit

Stadte unmittelbar am Wege befindliche Hütte und dessen Bewohner aber ausgenommen. Hingegen hat er manche obgleich kleine Anbauerswohnungen gesehen, und die Bewohner als zufriedene glückliche Menschen kennen gelernt. Ueberhaupt muß man bey Beurtheilung der Lage dieser Classe von Menschen, den Maßstab nicht nach sich selbst nehmen, da wir an mehrere eingebildete und wirkliche Bedürfnisse, und ganz andere Lebensgenüsse gewohnt sind. Mit der Kultur des Menschen haben sich seine Bedürfnisse merklich vermehrt. Jene aber die sich zum Ansiedeln melden, sind gewöhnlich rüstige Arbeiter und treue Söhne der Natur geblieben, Schneestößen, Regen, Wind und Sonnenschein, sind ihnen durch Gewohnheit gleichgültige Dinge geworden; wenn sie nur das einzige, freylich das schätzbarste Gut, ihre Gesundheit, behalten, so zagen sie nicht und die Hoffnung, daß sie künftiges Jahr schon 1, 2 bis 3 Scheffel Aussaat mehr in Kultur gebracht haben, und davon erndten werden, erhöht ihren Muth. Wir thun sehr Unrecht, wenn wir durch unzeitiges Mitleiden, diese Menschen

glauben machen, daß wir sie für unglücklich halten.

Es würde traurig um ein Land stehen, wenn dessen Einwohner nicht Muth genug hätten, die vorhandenen Wüsteneyen, durch Fleiß und Arbeit zu kultiviren. Die Einwohner müssen tief in Weichlichkeit versunken seyn, wenn sie die mit der Kultur des Bodens verbundene Mühe und Arbeit scheueten. Aber so weit ist es gottlob! hier noch nicht gekommen, vielmehr ist das beständige Nachsuchen um Anbauplacken ein hinlänglicher Beweis, daß unsere geringe Volksklasse auf dem Lande noch Lust und Kraft hat, die unbenutzten Strecken in furchtbare Gefilde umzuschaffen. Dies Ansiedeln kann mit dem Privat-Interesse Anderer, ikt, da die Gemeinheitsheilung allgemein vorgenommen wird, um so weniger in Collision kommen, da zuvörderst alle vorhandene Einwohner ihre observanzmäßige Abfindung nach den vorhandenen Grundsätzen erhalten, bevor ein Stück zum Ansiedeln aus der Gemeinheit einen Supplikanten überlassen wird.

Wenn nun, nachdem die ältern Einwohner aus der Gemeinheit abgefunden sind, ein Ueberschuß zur Disposition der höchsten Landesherrschaft übrig bleibt, und zum Anbau oder Ansiedeln zweckmäßig und nützlich befunden wird, so ist die Frage: Welches sind denn die Subjekte die zu solchem Anbau genommen werden? Sind es vielleicht Landstreicher, Nordbrenner Landesverwiesene, die, von ihrem Vaterlande ausgespien, die nach Botanibay bestimmt, oder zur Galeere verdammt waren? "Sind es ähnliche Unbekannte, deren Nachbarschaft die alten Unterthanen scheueten, und sich daher größere Flächen einweisen ließen, als sie kultiviren könnten?" Würden vielleicht listige Werbemittel angewandt, um eine Menge Laugenichtse anbauen zu lassen, die über kurz oder lang der Armenkasse und deren Contribuenten zur Last fallen? Nein! Keine von den eben charakterisirten Menschen werden zum Anbau genommen; sondern fast alle Neubauer sind Landeseingeborne, fast in den Kirchspiel geboren, worin sie angebauet haben. Bekanntlich haben sich in allen deutschen Staaten seit einem halben Jahrhundere

die Menschen stark vermehrt; selbst im Preussischen, wo doch die gesündesten und stärksten Menschen zur Armee gesandt werden, wodurch die Bevölkerung gewissermassen gehindert wird und wo so manche aus Furcht vor dem Soldatenstande auswandern, hat die Volksmenge sehr zugenommen. Wie viel stärker muß nicht die Population in unserm Lande seyn, welches von Kriegsverheerungen verschont blieb; wo fast keine auswandern weil Jedermann unter der milden Landesregierung sich sehr glücklich fühlt; wo also Jeder gern in der Nähe der Erdscholle bleibt, wo er geboren ist; wo er das hat, was er nirgend wieder findet; wo ein Jeder sich glücklich fühlt, wenn ihm einige Stücke unkultivirtes Land ohne Schmälerung der Berechtigungen älterer Interessenten zum Anbau und zur Kultur angewiesen werden können. Und die Zahl dieser eingebornen Anbaulustigen ist so groß, daß nie oder nur sehr selten Fremde daß keine zu Müßiggängern und Dieben gestempelte Unkeanne, deren Nachbarschaft zu scheuen wäre, zugelassen werden können. Es wird nicht so leichtsinnig Jeder zum Anbauen genommen,

wie der Hr. Verfasser der Randbemerkungen zu
 glauben scheint, wenn er sagt: "Doppel hart
 "ist es für die Bewohner der Dorfschaften, wenn
 "— oft aller Protestation ungeachtet — Land
 "aus den Gemeinheiten zum Bebauen der An-
 "siedler genommen wird, ehe jeder dieser Dorf-
 "bewohner das ihm zugebilligte Quantum er-
 "halten hat, oder wenn auch wirklich eine Dorf-
 "schaft mit mehr Gemeinheitsgründen umgeben
 "wäre, als ihr zu Theil werden kann; ist es
 "billig, daß der Neubauer den alten Einwoh-
 "nern vorgezogen wird? daß Jener, wenn auch
 "nur einen Theil des besten Landes einnimmt,
 "diese sich dem nächst bey einer Theilung mit
 "Land von minderer Güte begnügen müssen."

Wenn dieser Satz der Wahrheit gemäß wäre,
 so würden so viele Anbauflüchtige nicht nöthig
 gehabt haben 10 — 12 Jahre zu warten, ehe
 ihr Wunsch erfüllt worden. Wenn gar nichts
 zu beseitigen, nicht auf die Weidebedürfnisse
 der alten Einwohner, oder auf deren Protestation
 Rücksicht genommen wäre, so würden die Neu-
 bauer sich nicht in abgelegenen, für die alten Ein-

wohner zu weit entfernten Gegenden der Gemeinheit, in offener Haide oder im Moore, wohin, nach dem eigenen Ausdruck des Hr. Verf. "ein halbrechender Moordamm" führt, angebaut haben. Kame es bloß auf die Bezahlung der Besichtigungsgebühren an, so hätten alle, welche sich in einem gewissen District zum Ansiedeln, seit vielen Jahren, gemeldet haben, längst anbauen müssen, weil darunter Personen sind, die, wie mir bekannt geworden, 4, 5, 6, 800 bis Tausend Rthlr. baares Vermögen haben, die aber dessen ungeachtet nicht eher haben Anbaupläze erhalten können, weil auf die Protestation der ältern Unterthanen, und auf deren observanzmäßige Abfindung allerdings Rücksicht genommen worden. Und eben so wenig läßt es sich denken, daß die neuen Anbauer den alten Unterthanen vorgezogen werden. Was sollten auch für Gründe da u vorhanden seyn, und warum sollte es geschehen? dem Staate selbst ist ja daran gelegen, daß die neuen Anbauer so wol, wie die ältern Unterthanen gute, rechtschaffene Menschen sind, und der Beamte, der die Amtseinswohner, entweder genau kennt oder

doch genaue Kunde davon einziehen kann, wird
 gewiß keinen schlechten Menschen, keinen Böse-
 wicht zum Neubauer empfehlen, daß solches
 geschehen sey, würde den Hr. Verfasser schwer
 werden zu beweisen, und noch schwerer würde
 es ihm werden zu beweisen, daß "aus Finanz-
 Operation oft die Hütte eines Neubauers in
 Feuer aufgegangen wäre, um nur von der
 Brand-Casse einen Zehrpfenning zu erhalten
 und einen Vorwand, mit Weib und Kind zu
 betteln, zu bekommen." Es ist mir nicht un-
 bekannt, worauf der Verfasser hinzielt, aber ist
 das eine bewiesene Thatsache? so bewiesen, daß
 dergleichen in einem öffentlichen, auch von Aus-
 wärtigen gelesenen Blatte, zur offenbaren Ver-
 unglimpfung der hiesigen Polizey und Sicher-
 heits-Verfassung hingeschrieben werden dürfte?
 Wahrlich ich ehre und schätze den freimüthigen
 Mann, der die Wahrheit sagt ohne Feh!; Aber
 Muthmaßungen solcher Art als geschene Thats-
 sachen öffentlich zur Schau zu stellen, muß sich
 kein Schriftsteller, kein Mann, dem das Gute
 zu befördern am Herzen liegt, erlauben! Wenn

ger zu tadeln ist das, was der Hr. Verfasser an
 Ende seines Aufsatzes sagt: Nämlich:

„Unstreitig sind die weisesten durchdachtesten
 „Maßregeln, bey Entwurfung des Plans, die
 „boden Flächen der Oldenburgischen Geest durch
 „Aussiedler zu cultiviren, genommen worden;
 „unstreitig ist festgesetzt, keinen neuen Anbauer
 „anzustellen, welcher nicht wenigstens so viel
 „Vermögen besitzt, sich ein schuldenfreyes Haus
 „— keine Erbhütte, welche dem Fuchsgebäude
 „ähnlicher als des Menschenwohnung sieht —
 „zu erbauen; ihm kein Land einzuweisen, das
 „von der Natur so stiefmütterlich begabt ward,
 „daß man mit Gewißheit vorher sagen konnte:
 „den Neubauer müssen die 10 Frey: Jahre
 „zum Bettler machen; die Einweisung der Län:
 „dereyen nicht allein dem zu übergeben, welcher
 „sich Sporteln dadurch berechnet, sondern auch
 „einem sachkundigen Mann, der den Grund und
 „Boden nach seinen Bestandtheilen zu beurthei:
 „len versteht, der im Stande ist, zu berechnen,
 „ob die eingewiesene Fläche dazu geeignet ist

"einer Familie für die Zukunft ihre Existenz zu
 "sichern, dem Sportulanten zur Seite zu stellen."
 Dies ist mit einiger Ausnahme, ganz gut gesagt,
 aber ich möchte wol fragen: "Bist du der einzige
 "Fremdling in Israel, der nicht weiß was ge:
 "schehen ist"? Das Ansiedelungs Geschäft ist
 ja nicht den Sportulanten allein überlassen,
 die nach Willkühr hie und da einen Neubauer
 hinsetzen, sondern dergleichen wird von der
 Cammer näher erwogen, und es wird den Um:
 ständen nach bestimmt, ob der Supplikant den
 ausersehenen Platz ohne Nachtheil eines andern
 bekommen kann oder nicht. Jedesmal ist es
 aber nicht möglich, so gut es auch immer:
 hin seyn möchte, daß der Neubauer ein völlig
 schuldenfreyes Haus erbauen kann, und wenn
 der Neubauer ein eingeborner ist, und nur
 gesunde Glieder zum Arbeiten hat, so ist her:
 deswegen, weil er kein Geld hat, nicht zu:
 rückzuweisen. Wenn aber ein Ausländer um
 einem Anbau Platz nachsucht, so ist es uner:
 äßliche Pflicht, darauf zu sehen, daß er nicht
 nur ein guter thätiger Mensch sey, sondern auch
 so viel baares Vermögen besitze, um ein schul:

denfreyes Haus erbauen zu können, damit er nicht bey unvorhergesehenen Unglücksfällen der Armenkasse zur Last falle. Die 10 Frey-Jahre sind allerdings eine Wohlthat für die Neubauer, aber die Absicht ist wohl nicht dabey, daß eben dadurch welche angelockt werden sollen, sich anzubauen. Nein; es sind derselben ohnehin genug, und die Frey-Jahre, welche allerdings dem Neubauer sehr wohlthätig sind, werden keinen Anstiedler bestimmen einen solchen sterilen Anbau Platz zu nehmen, wo er bei Arbeit und Sparsamkeit zum Bettler werden muß.

Erdenhütten anzulegen wird, wie allgemein bekannt, nicht mehr gestattet, die wenigen vorhandenen werden, soviel mir bekannt ist, nur so lange geduldet, bis der Bewohner in den Stand kommt, solche mit einem ordentlichen Hause zu vertauschen — Und wie sehr erleichtert die gute Einrichtung dem Neubauer sein Fortkommen, daß ihm alle Ländereyen in der Nähe seiner Wohnung eingewiesen werden. Er brauche nicht erst auf Stunden weiten Wegen sich zu er-

müden, um seinen Boden zu cultiviren, sondern alle arbeiten hat er in der Nähe, und kann des Morgens früh und des Abens spät, mit Weib und Kindern dabey beschäftigt seyn, und den Dünger mit der Kacre dahin bringen. Bey solcher Einrichtung kann auch ein an sich un dankbarer Boden fruchtbar und ergiebig gemacht werden, wie solches die vorhandenen Beispiele genugsam beweisen.

Ferner sagt der Herr Verfasser: „Unstreitig
 „ist bestimmt, keine Supplik zum Ansiedeln an
 „die Behörden auszufertigen, ehe man den Le-
 „benswandel des Subjects genau erforscht, des-
 „sen Arbeitstrieb bewähret gefunden, und sich
 „von dessen Sparsamkeit und hausväterischen
 „Grundsätzen überzeugt hat.“ — Dies wäre
 unstreitig sehr gut; auf den Lebenswandel des
 Ansiedlers, so wie auch auf seinen Arbeitstrieb,
 und seine Sparsamkeit muß allerdings Rück-
 sicht genommen werden. Aber unmöglich ist es
 zu verhindern, daß eher keine Supplik an die
 Behörden ausgefertigt werde, bis man dies
 alles untersucht hat. Denn gewöhnlich läßt sich

der Unbau lustige eine Supplik an die Cammer durch irgend Jemand für die Gebühren aufsetzen. Soll nun der Schreiber, bevor er die Wittschrift entwirft, sich hinsetzen, den Supplikanten examiniren, und, wenn er das auch thun könnte oder wollte, wird sich der Supplikant nicht, verstellen und sich anders zeigen können, als er ist? Oder soll der Verfasser des Gesuchs erst Zeugnisse über den Lebenswandel und die Arbeitsamkeit des Supplikanten von dessen Prediger, Nachbarn und Bekannten einholen? Dies wäre doch in der That zu viel gefordert. Aber der Beamte kann, bevor er über ein solches Subjekt den Behörden Bericht erstattet, von dem bisherigen Betragen und bewiesenen Fleiß und Sparsamkeit Nachricht einziehen, und zur Kenntniß der Behörden bringen; und das ist ihm auch unerlässliche Pflicht.

„Ferner,“ sagt der Verfasser, „sey dem Ansiedler die beste Art und Weise bekannt zu machen, wie er sich forthelfen, sein Land cultiviren und benutzen könne.“ Dies geschieht

Ist häufig genug. Allein, hat der Herr Verf. denn noch nicht die Bemerkung zu machen Gelegenheit gehabt, daß es nichts hilft, wenn man den Leuten eine bessere Benützungart des Bodens vopredigt. Ist nicht die Meynung unter den Landleuten allgemein; daß der, der einen städtischen Rock trägt, von den landwirthschaftlichen Betrieben nichts wissen, nichts wissen könne, weil er nicht selbst ackere und pflüge? Ist wol ein besseres und sicheres Mittel zur Belehrung des Landmanns über seine ökonomischen Betriebe vorhanden, als Beispiele, sümliche Ueberzeugung? Wenn der Herr Verf. solche Beispiele zur Belehrung des Landmanns überhaupt und besonders der Neubauer aufstellt, so soll er mehr wegen dieser nützlichen Einrichtung gelobt, als wegen seines dem Publiko mitgetheilten Aufsazes getadelt werden.

Nun noch ein Wort über das Ansiedeln in staatswirthschaftlicher Hinsicht.

Es würde Thorheit seyn, wenn man, wie ehemals die Staats-Oekonomisten, allein die

Bevölkerung als die Hauptquelle des National-
 Reichthums ansehen, und daher nur bloß dar-
 auf Bedacht nehmen wolle, durch allerley Mit-
 tel die Volksmenge zu vermehren. Freilich
 mußte in solchen Staaten, die ihre, in frem-
 den Welttheilen eroberten Besitzungen, mit
 großen Armeen behaupten, und wegen ihrer
 geographischen Lage und politischen Verbindun-
 gen, noch größere Armeen halten mußten, um
 neben ihren kriegerischen Nachbarn existiren zu
 können, auf die Hervorbringung von Menschen
 alle Sorgfalt verwandt werden. Aber nicht so
 in Staaten, wo Friede und Ruhe und geset-
 zmäßige Freiheit die Menschen beglücken. Da
 wo die Menschen nicht zu Tausenden zur
 Schlachtbank geführt werden, muß die Produ-
 zierung der Stoffe zur Ernährung des Men-
 schen, mit der Vermehrung der Menschen glei-
 chen Schritt halten. Da wo Nahrung und
 Unterhalt für der Menschen vorhanden ist, wo
 Gerechtigkeit, Friede und Lebensgenuß beglü-
 cken, vermehren sich die Menschen ohne alle
 künstliche Einwirkungen der Regierungen sehr
 stark; aber je mehr sich die Menschen vermeh-

ren, desto stärker muß der Staat oder der Staatswirth auf solche unverstegbare Erwerbsquellen bedacht seyn, daß die Verbreitung des Wohlstandes, und die Hervorbringung der Ernährungsstoffe, mit jener Vermehrung progressiv sey.

Wenn nun unter solchen glücklichen Auspicien die Menschen verdoppelt und verdreyfacht würden, und die bisherigen Wohnungen die Menge von Menschen nicht mehr fassen, die vorhandenen bisher cultivirten Aecker nicht hinlänglichen Stoff liefern zur Ernährung der ungewöhnlichen Menge von Consumenten, gleichwol aber unabsehbliche Flächen seit der Schöpfung der Erde wüste liegen, was ist dann wol natürlicher, gerechter und billiger, als daß diese bisher zur Wüste verdammten Flächen, wo das Wild haufete, dem Menschen zum bewohnen und zum bearbeiten eingewiesen werden?

Die Erde ist die Mutter aller Stoffe zur Ernährung der Menschen; wenn sie bearbeitet,

gepflegt und bedünget wird, so nimmt der thätige Mensch von ihr Brod und Unterhalt. So lange noch ein Plätzchen uncultivirt da liegt, muß solches an thätige Menschen, die es verlangen ausgethan werden, wenn es ohne Schmälerung der Rechte Adberer geschehen kann. Nur Menschen von Vorurtheilen geblendet, von Eigennutz und Nebenabsichten geleitet, können dem Ansiedeln abgeneigt seyn. Auch kann dabey, besonders bey den Landeseingeborenen, nicht immer die Frage nach baaren Vermögen in Betracht gezogen werden, sondern der thätige Mensch von gesundem Körper wird sich einen Wohlstand erarbeiten, während der vermögende Faulenzer zu Grunde geht. Nur Gelegenheit zum Nobenerwerb, z. E. bey Canalgraben, neue Wege anlegen, welche auf herrschafliche Kosten gemacht werden, u. d. gl. suche man ihnen zu geben. Die Grundeigenthums Unterthanen sind im Staate am nützlichsten; sie sind die Produktivkraft, die dem Erdboden immer neue Stoffe abgewinnt, und so lange noch Grundeigenthum zu verleihen ist,

1800 1801 1802 1803 1804 1805 1806 1807 1808 1809 1810 1811 1812 1813 1814 1815 1816 1817 1818 1819 1820

ist, müssen keine Anlagen von Manufacturen und Fabriken auf dem Lande gemacht werden.

Der Staat muß durch seine innere Einrichtung jedem Einwohner Gelegenheit zum Erwerb, so viel zu seiner Subsistenz erforderlich ist, anweisen. Diese Gelegenheit bietet sich in der unabsehbaren wüsten Fläche dar. Der an Sparsamkeit und frugaler Kost gewohnte Knecht ist von Herzen froh, wenn er lange genug gedient und sich noch etwas übergespart hat, daß er so glücklich ist, einige Juck unkultivirten Landes zum Eigenthum zu bekommen, wo er sich ansiedeln, und eine Gehülfin nehmen kann. Das Bewußtseyn des Eigenthums spornt seine Thätigkeit, und macht ihm zum thätigen und sparsamen Hausvater, die Liebe zu seinen Kindern lehrt ihn entbehren, das Gedeihen seines Fleißes flößt ihm Zufriedenheit und Muth ein; und die sauren Tage seines Lebens, wo er im Schweiß des Angesichts sein Brod aß, werden — vergessen.

Auf diese Art bekommt der Staat eine große Anzahl solcher Einwohner, die durch den Be-

sie des Eigenthums an das Vaterland gebunden
 sind, die zwar nicht reich, aber ihren Umstän-
 den nach, wohlhabend seyn, und werden können.
 Tagelöhner und Dienstboten sind dem Staate
 eben so unentbehrlich als Hausväter und Staats-
 diener, wenn nun auch die Neubauer auf ihren
 kleinen Besitzungen nie reich werden können,
 was hinderts! geben sie doch eine Pflanzschule
 von Dienstboten und Tagelöhnern ab; auch ist
 dem Staate weit mehr an fleißigen guten und
 arbeitsamen als an reichen, und verschwendi-
 schen Einwohnern gelegen.

Hauptsächlich muß bey Ausweisung der Neu-
 bauer Stellen darauf gesehen werden: ob die
 neuen Anbauer von dem künftigen Ertrag ih-
 res Landes allein und als wirkliche Produzen-
 ten leben müssen, oder die Nähe einer Stadt,
 einer Marschgegend oder sonstige vortheilhafte
 Creugnisse, Gelegenheit zum Nebenerwerb dar-
 bieten. Im ersten Falle müste die Neubauer-
 stelle wenigstens 12 Jüek im letztern aber 4,
 bis 8. Jüek, je nachdem die Nebengewerbe vor-
 theilhaft sind, enthalten.

Wer noch an der Möglichkeit zweifelt, daß die neuen Ansiedler auch ohne bares Vermögen, bloß durch ihren nervigten Arm sich ihren Unterhalt und Fortkommen erwerben können, der beweiße die großen Anbau-Anlagen in den Mooren des Herzogthums Bremen. Die meisten dieser Anbauer waren armselige dürftige Menschen, die alle ihre Habseligkeiten fast im Quersack bey sich führten. Viele von ihnen lebten Jahrelang in Erdhütten, baueten Buchweizen und Cartoffeln, und ernährten sich kümmerlich. Die ersten Anbauer ernteten zwar nicht die Früchte ihres Fleißes, aber ihre Kinder sind wohlhabend, und haben bereits Geld auf Zinsen. Weilen lange Sümpfe, die sonst zur ewigen Wüste verdammt schienen, sind ist in Fruchtfelder durch den Fleiß der Menschen umgeschaffen, und Tausende zufriedene, gesunde und starke Menschen haben da Obdach und Nahrung gefunden, wo sonst vor einem halben Jahrhundert "die Herberge der Füchse und anderer wilden Thiere" war. Die neuen Anbauer im Düvelsmoor, im Herzogthum Bremen, geben einen schönen Beweis, was Fleiß und In-

duſtrie vermögen. Dort gingen ganze Dörfer aus einem bloſſen Morast hervor, und wohlhabende, zufriedene und geſunde Menſchen ſind ihre Bewohner. Aber eben der mühsame Anfang der Anbauer bildet an jenen Orten eine überaus fleißige und thätige Menſchenart, die es allen Nachbarn in der Munde an Induſtrie und der daraus erwachſenden — Glückſeligkeit zuvor thut.

Der neue Anbau iſt in allen Staaten nothwendig und heilſam, wenn, er eine Folge der Bevölkerung iſt, als dann ſind die Produkte und Stoffe zur Ernährung der Menſchen, welche vom Acker gewonnen werden, immer mit der Bevölkerung im Verhältniß; wenn aber, um die Bevölkerung zu beſördern, auf Koſten des Staats, und unter Verſprechungen von Unterſtützung und Ertheilung von Prämien der Anbau beſördert und die Anbauer aus allerley Volk angelockt werden müſſen, da iſt der Anbau nachtheilig, da will man gleichſam wie im Gewächshauſe, zu frühzeitig Menſchen produciren, bevor im Staate die Stoffe zu ihrer Ernährung producirt werden.

Wenn wir dies nun auf unser glückliches Land anwenden, so finden wir — jeder Sachkundige muß dies gestehen — daß die hiesigen Neubauer aus Drang der Bevölkerung entstehen; daß eine Menge rüstiger, arbeitsamer Menschen vorhanden sind, die ihre Kräfte als einen Theil des National-Vermögens dem Staate anbieten, indem sie bereit sind einen Theil des vorhandenen wüsten Landes urbar zu machen; von dem Boden der bisher nichts hervorbrachte, Produkte zu liefern, die zur Ernährung der Staats-Einwohner reichen. Ist nicht der Mann der durch seinen nervigten Arm einige Jüek bisher unkultivirten Landes in Kultur und Ertrag bringt, dem Staate weit nützlicher als der Rentenirer, der von dem Erwerb seiner Vorfahren gemächlich lebt, und erntet wo er nicht gesäet hat? Muß nicht bei solchen Drang der Umstände, bei solcher Volksmenge jedes Plätzchen, das Wüste liegt, zum Anbau benutzt werden? Kann nicht auf einem Plätzchen von 1 — 2 Jüek eine Tagelöhner-Familie, Obdach und Lagerstatt haben, und ihre Cartoffeln, und sonstige Garten-Gewächse

bauen. Lebt nicht, da Frau und Kinder den Garten bestellen können, während der Mann tagelöhnet, eine solche Familie oft sorgloser und froher als manche andre? Wer das nicht weiß, der muß sich selten in den Hütten der dürftig-scheinenden, mit beobachtenden Geiste umgesehen haben. Geseht nun, es gingen einige solcher Anbauer zu Grunde, und würden Bettler, oder eigentlich, sie vielen der Armen-Casse zur Last, würde das nicht geschehen seyn, wenn sie nicht angebauet hätten? Wahrlich derjenige der als Neubauer der Armen-Casse zur Last fällt, würde noch weit eher dahin gekommen seyn, wenn er nicht angebauet hätte.

II.

Bemerkungen und Rathschläge über Landwirthschaft, nebst einigen Blicken auf Gegenständen, die damit in genauer Verbindung stehen. *)

Eine Hauptsache bey landwirthschaftlichen Geschäften sind gute und redliche Dienstbothen, die nicht bloß vor Augen dienen und in Gegenwart ihrer Herrschaft sich das Ansehen fleißiger Arbeiter geben, sondern die aus Pflichtgefühl im Dienste Anderer dasjenige redlich und treu besorgen, was ihnen als Pflicht obliegt. Aber du lieber Gott! hier sieht man wie sehr das menschliche Geschlecht durch Beyspiel und Lehre verfaulset ist. Nichts geschieht mit Lust und Ueberzeugung, sondern alle Arbeiten werden so betrieben, daß sie nicht halb und nicht ganz verrichtet werden. Das Interesse des Brodherren ist ihnen gleichgültig, nicht, als ob sie Kost und Lohn

*) S. Bd. IV. St. I. S. 70.

durch Arbeit verdienen sollen, ja manche schämen sich sogar der Arbeit, ohngeachtet sie nichts weiter zu ihrer Ernährung haben, als ihre gesunden starken Gliedmaßen, und verrichten die ihnen aufgegebenen Arbeiten so schlecht, daß kein vernünftiger Landwirth damit zu frieden seyn kann. Aber wehe der Herrschaft, welche sich unterstehn würde, über die nachlässige Arbeit etwas zu sagen oder solche zu rügel, wer keine brutale und schändliche Antworten hören, und keinen Verdruß haben will, der muß alles gut seyn lassen, und selbst thun was verbessert werden muß. Was ist dabey zu thun? Wissen diese Menschen daß die Landesgesetze sehr zu ihren Gunsten sind, so ist gar nicht damit zu haufen möglich, sonst thut Furcht noch etwas, wenn der Herr auf eine vernünftige Art, wenn es nothwendig ist, und sehr nützlich werden kann, mal zuschlagen darf, aber wo das nicht gestattet wird, da ist kein ander Mittel als daß man solchen Unholden sofort den Abschied mit allen Forderungen gutwillig ertheilt, und ja keine Gelegenheit giebt, daß diese Menschen noch auf eine andere Art triumphiren können. Vor

allen Dingen hüte man sich vor Rechtschändeln mit den Dienstbothen, denn das verursacht der Herrschaft ein böses Gerücht; lieber gebe man ihnen alles was sie fodern, und schaffe sie so fort aus dem Hause, damit sie keinen weitem Unfug anrichten können. Die Dienstboten haben es in ihrer Gewalt, ihrer Herrschaft das Leben angenehm zu machen und zu verbittern, und Luther hat wol, recht wenn er auf die Frage! "Was heißt täglich Brod?" in der Antwort auch das Gesinde, die Dienstbothen, mit aufführt.

"Billig mag man hier fragen woher rührt "denn diese so überhandgenommene moralische "Verderbtheit des Gesindes."

Daher daß a) die meisten Menschen dieser Klasse in der Jugend keinen vernünftigen Unterricht in der Religion erhalten haben, sie sind mit ihren Pflichten nicht bekannt, und auf die Folgen ihrer Handlungen nicht aufmerksam gemacht worden.

b) Wenn auch einige die Lehren der Religion und Moral ins Gedächtniß gefaßt haben, so

sind sie doch nicht zur praktischen Uebung angeführt, oder ihr Herz ist nicht dadurch gebildet, so, daß aus dem Menschen wirklich Mensch geworden ist.

c) Diese Menschen handeln nicht nach eignen festen Grundsätzen und nach Ueberzeugung sondern sie nehmen bloß ihre Mitgenossen oder auch ihre Herrschaft zur Richtschnur ihrer Handlungsweise an, und so werden sie wie ein wankendes Rohr, bald zum Guten bald zum Bösen hingerissen, und daher ihre Inkonsequenz, und leichte Verführung.

d) Es wird bey der Wahl des Gesindes nicht genug auf deren moralischen Wandel, noch auf das Betragen gegen die bisherige Herrschaft gesehen. Ohne ein gutes Zeugniß müßte man keinen Dienstbothen annehmen; denn man bedenke nur, wie viel Unheil in manche Familien durch ihre Dienstbothen gebracht wurde.

e) Die positive Religion mit allen ihren Gebräuchen muß diesen an Sinnlichkeit gewöhnt

ten ungebildeten Menschen heilig und wichtig seyn und bleiben, und die Gleichgültigkeit dagegen hat die Morallofigkeit, Zügellosigkeit und alle die Uebel in die niedern Stände gebracht, wodurch die Menschheit igt so sehr leidet. So lange man die Menschen nicht zu guten, edlen vom Pflichtgefühl belebten Menschen gebildet hat, ist die positive Religion unentbehrlich, und es ist Pflicht des Hausvaters oder der Herrschaft, sein Gesinde wohlmeinend und väterlich dazu zu vermahren und wenn ich einen Juden oder Türken im Dienst hätte, so würde ich den einem zur Sinagoge und den andern zur Moschee halten.

H) Kleiderluxus und Flitterstaat trägt erstaunt viel zur Verderbtheit — besonders der weiblichen Dienstbothen — bey. Alles will leiblich scheinen und das Seyn wird versäumt. Viele Dienstbothen kleiden sich über ihren Stand und Vermögen, und man kann sicher urtheilen daß solchen jede Erwerbquelle, rechtlich oder unrechtlich, willkommen seyn wird, um ihren Luxus zu bestreiten. Ist nun das bisher noch

fehlende Kleidungsstück herbeigeschaft, so gebietet die Eitelkeit, damit zu glänzen und nun gehts mit Erlaubniß der Herrschaft oder auch heimlich zum ersten und besten Wirthshause, wo getanzt wird; und gewöhnlich sind dann gute Sitten, Tugend und Unschuld spottwohlfeil.

g) Das sogenannte Trinkgeld verdirbt auch manche Dienstbothen, besonders solche, die den rechten Gebrauch des Geldes noch nicht kennen, sie werden dadurch eigennützig und ungefällig und messen ihre Dienstleistungen nach dem Trinkgelde ab.

h) Das ehelose Leben der bemittelten und vornehmern Stände, hat einen großen Antheil an der Verderbtheit der weiblichen Dienstbothen. Männern von ungezügelter Leidenschaft, und zu wenig Achtung für die Menschheit halten sich berechtigt, für Geld und Geschenke auf die Tugend und Unschuld dieser Personen ungescheuet Anspruch zu machen; und durch solche Liebkosungen und Schmeicheleyen verhunzt, wird ihnen ihr Loos, als Dienst-

können sich den Willen ihrer Herrschaft zu fügen, fähig und löstig, und werden unzufrieden mit ihrer bisherigen Lage: und Ungehorsam und Pflichtvergessenheit bringt sie dahin, daß sie endlich ihrer Dienste entlassen werden. Endlich

i) Die zu große Nachgiebigkeit der Herrschaft selbst, daß sie ihren Dienstbothen vergönnt, petit thée oder grand thée zu geben, und dazu mehrere ihrer Genossen einladen, ist verderblich, und befördert die Neigung zu Gastereyen, die ihnen dereinst, wenn sie verheyrathet sind, sehr nachtheilig werden kann. Die übrigen Folgen, die hieraus entstehen, übergehe ich. Ob dies alles so ist, darüber mag jeder Hausvater, jede Herrschaft urtheilen. Zwar ist es möglich, daß einige Herrschaften sind, die wenige Dienstbothen halten, und noch weniger dafür zu thun haben, — oder sie können auch so glücklich gewesen seyn, daß sie gutgeartete Menschen in Dienst erhalten haben, und sich daher nicht vorstellen können, daß das Gesinde welches nicht taugen will, wirklich ein so großes Uebel im Hauswesen ist.

Die Klasse, welche die Rekruten zu Dienstbothen liefert, ist bekanntlich die zahlreichste in jedem Staate. Entweder Armuth, oder Mangel an Beschäftigung oder Liebe zum Verdienst, verursachen, daß ein Theil Menschen dem andern dient, oder vielmehr seine Kräfte, seine Thätigkeit für eine gewisse Belohnung andern widmet, und gewöhnlich haben es diese Menschen im Dienst weit besser, als sie es bey den andern haben können, auch sind sie ja völlig frey, und können nach dem Verlauf der verahredeten Dienstzeit bleiben oder weggehen, je nachdem Herr und Dienstbothe mit einander zufrieden sind. Da nun, besonders im Dienst, bey billigen Herrschaften, das Gesinde so frey ist, wie jeder andre Mensch, und so gut wie andere Menschen behandelt werden, wenn sie sich nicht einer guten Behandlung unwürdig machen; so dünkt mich, ist es ein höchst unzeitiges Mitleiden, wenn man sagt: "daß es an sich traurig für die Leute sey, daß sie dienen müssen, und daß man daher nachsichtig dagegen seyn müsse." Freylich wäre wol jeder lieber Herr als Knecht, aber so lange Reiche

und Arme bey einander wohnen, ist es sehr wohlthätig, daß die Knechten im Dienst der Reichern Unterhalt und Verdienst findet, und dies wird bleiben und muß bleiben, so lange die Erde von Menschen bewohnt wird. Vielfältig lebt das Gesinde froher und zufriedener als ihre Herrschaft; auch freyer und sorgenloser. Will das Gesinde ausgehen, so bedarf es nur die Einwilligung der Herrschaft. Die Herrschaft hingegen ist mit Amts- oder Haushaltsgeschäften oder Nahrungsangelegenheiten so sehr überhäuft, daß die ihm gar keine Freyheit zum Amusement verstaten. Ich bedauere die dienende Classe deswegen, weil sie dienen muß, gar nicht, wohl aber recht sehr bedauere ich sie, daß sie so ganz ohne Bildung bleibt, und daher anstatt äußerst nützlich zu seyn, oft so wenig nützlich wird, folglich weniger angenehm für sich und andre Lebensgenuß hat.

Bey solcher Beschaffenheit des Gesindes leidet keiner mehr als der Landwirth, der einen Theil seines Vermögens und den glücklichen Erfolg seiner Unternehmung den Dienstbothen

anvertrauen muß. Jedermann, der mit beobachtendem Geiste die Geschäfte der Menschen kennen gelernt hat, wird wissen, daß manche Geschäfte nur halb oder doch nur schlecht gethan werden können, ohne daß der Herr etwas mehr darüber zu sagen berechtigt ist, als: "Die Arbeit ist nicht gut, oder nachlässig gemacht." Gefällt es nun dem Knecht oder der Magd nicht, sich solches nach ihrem Ausdruck bitten zu lassen, so antworten sie trotzig und mit Brutalität, indem sie wohl wissen, daß dergleichen sich nicht zur gerichtlichen Untersuchung qualificiren kann, da die Arbeiten nicht so lange aufgeschoben werden können, bis Sachkundige oder Gerichtspersonen über die gute und schlechte Verrihtung der Arbeiter eine Untersuchung anstellen können. Gleichwol leidet der Herr oder der Landwirth durch die nachlässige Arbeit gewaltigen Schaden, und will er einen so nachlässigen, ihm Schaden verursachenden Arbeiter entlassen, so muß er sich gefallen lassen, ihm Lohn und Kostgeld, was er beides nicht verdient hat, mit auf den Weg zu geben.

Es sind der Fälle sehr viele, daß die Herrschaften mit den Arbeiten der Dienstbothen nicht zufrieden seyn können, gleichwol aber ihre gütlichen Belehrungen fruchtlos bleiben, weil das Gesinde gleich trotzig replicirt: "Wenn wir können nicht gut genug arbeiten, so mögt se us man gahn laten." Es versteht sich dabey von selbst, daß sie Lohn und Kostgeld erwarten, denn darum machen sie die Clausel: "Wenn wir" &c.

Der Landwirth, der mit schlechtem Gesinde geplagt ist, ist wirklich in einer sehr unglücklichen Lage, worin er seines Lebens nicht froh werden kann, er muß endlich zu allen noch so schlecht verrichteten Arbeiten stillschweigen und dulden, besonders wenn er dringende Arbeiten hat; es ist doch besser, daß seine Arbeit schlecht als gar nicht verrichtet wird. Bevor aber nicht das Gesinde humaner gebildet wird, ist es durchaus nicht möglich, daß in den Landwirthschaftlichen Betrieben etwas vollkommenes gethan werden kann, weil zu viele Geschäfte dieser Art lediglich von den Dienstbothen abhängen

gen, und wann die nicht mit Redlichkeit, Treue und Fleiß arbeiten, so mißlingt Eins nach dem Andern. Dies ermüdet endlich den Landwirth auch, und er kehret froh zu seinem sonst gewohnten Schlendrian zurück, und läßt es bey dem Alten.

Aber wie ist es denn anzufangen, eine andre Tendenz in die Classe der Dienstbothen zu bringen, und solche zu humanen, treuen, fleißigen, vom Pflichtgefühl belebten, vernünftigen Menschen zu bilden?

a) Die niedern Schulen müssen mehr Bildungsanstalten für die Menschheit werden, damit der Mensch angeleitet wird, wirklich Mensch zu werden.

Es ist in der That traurig, daß solche Schulen, die einzigen Unterrichtsanstalten für das Volk, so ganz des Zwecks ihres Daseyns verfehlen. Die Schüler sind gewöhnlich am besten und beliebtesten, welche die ihnen vorge-

gebene Lektion am besten auswendig gelernt haben, und hersagen können, wie der Papagay. Es ist allerdings gut, das Gedächtniß zu üben und viele gute und nützliche Sachen demselben einzuprägen, weil es gleichsam die wissenschaftliche Vorrathskammer ist; allein der Mensch soll Mensch werden und kein Papagay, folglich muß er angeleitet werden, das Nützliche, was er gelernt hat, praktisch an sich selbst und seinen Nebenmenschen zu üben, und moralisch zu handeln. Er soll lernen Gutes thun und gut seyn. Denn "auch in der sittlichen Welt ist ein Adel, gemeine Naturen zahlen mit dem, was sie thun, schöne mit dem, was sie sind."

Der Zweck dieser bessern Schulen oder Bildungsanstalten muß hauptsächlich seyn, daß die Jugend sittlich bessere, vernünftiger und tugendhaftere Menschen werden, die mit der ganzen Natur im harmonischen Einklange sind. Daher muß jeder Schüler nach seiner individuellen Lage zu seinen künftigen Verhältnissen, in die er in der menschlichen Gesellschaft, sei

nem Stande, Vermögen und Fähigkeiten nach,
 treten wird, vorbereitet werden; wer ein Hand-
 werk als künftiges Erwerbmittel wählt, muß
 belehrt werden, wie er sich gegen seinen Lehr-
 meister, seine Gesellen und sämtliche Hausge-
 nossen zu betragen hat, wie er aufmerksam,
 dienstfertig, gefällig, bescheiden und dankbar seyn
 muß, wie er sich in Acht nehmen muß, das
 rohe Betragen der Zunftgenossen nicht anzuneh-
 men. Wie er hernach den lächerlichen Meister-
 dunkel vermeiden und ein gefälliges humanes
 Betragen sich zu eigen machen könne. Wer
 bey Andern in Dienst tritt, muß mit den Pflich-
 ten, welche Dienstbothen gegen die Herrschaft
 zu beobachten haben, sorgfältig bekannt gemacht
 werden, z. E. das Beste und den Vortheil der
 Herrschaft müsse ein Dienstbothe auf alle Art
 und Weise, in so fern es mit der Rechtschaf-
 fenheit und Billigkeit bestehen könne, suchen.
 Man müsse immer treu und fleißig bey
 der Arbeit seyn, und solche gut verrichten,
 auch in Abwesenheit des Herrn. Man müsse
 folgsam und willig seyn, und gleich verrichten,
 was befohlen wird, ohne Murren und Wider-

spruch. Man müsse sich immer mehr befeisi-
gen, durch ein gutes gefälliges Betragen, durch
Redlichkeit und Tugend die Zuneigung und das
Böhlwollen seiner Herrschaft zu erwerben. Es
müsse den guten Dienstbothen nie gleichgültig
seyn, wie die Herrschaft von ihm denke und
spreche, müsse nicht leicht wechseln und von
einer Herrschaft zur andern gehen, gute Dienst-
bothen, bleiben gern lange in einem Hause
und suchen es dahin zu bringen, daß sie als
zum Hause gehörig, angesehen werden: u. d.
gl. mehr. Vor allen Dingen müssen sie darauf
aufmerksam gemacht werden: daß ein allwissen-
des und gegenwärtiges Wesen, alles Thun und
Lassen der Menschen kenne, richte und belohne,
daß gute Handlungen von guten Folgen, böse
aber von unangenehmen Folgen begleitet seyn
werden. Mit einem Worte: diese Menschen
müssen besser unterrichtet und was die Haupt-
sache ist, sorgfältiger gebildet werden.

Dies ist leichter gesagt als gethan; dazu
werden gute Schulanstalten und gebildete Schul-
lehrer nothwendig, beydes ist kostbar und erfor-

dert Geld, und manche Dorfschaften sind zu klein und auch zu arm, als daß deren Kräfte hinreichen, solche zu bestreiten. Gleichwol müßte die Schul- und Bildungsanstalt in allen Dörfern überein gut seyn, damit alle Menschen Gelegenheit haben, unterrichtete und sittlich gebildete Menschen werden zu können. Bekanntlich giebt der geringe Mann nicht gern viel für den Unterricht seiner Kinder aus, folglich ist es nicht möglich, die Schul- und Bildungsanstalten ohne eine höhere Einwirkung so zu dotiren, daß die Lehrer einen anständigen Gehalt bekommen können, und das ist doch das Erste und Nöthigste, wenn gebildete Männer solche Stellen annehmen sollen. Es wäre daher nothwendig, daß

b) alle Schullehrerstellen bey der vorhandenen Gemeinheitstheilung mit einem beträchtlichen Antheil an Ländereyen sehr verbessert, nicht weniger dazu ein Fond verschafft würde, von dessen Zinsen die Schullehrer gut besoldet werden könnten. Das Schulgeld müßte ganz aufhören und doch müßte kein Lehrer unter 200

bis 300 Rthlr. baaren Gehalt haben, ohne die Emolumente seiner Ländereyen; denn diejenigen, welche die Pflanze der Menschheit nähren und ziehen sollen, dürfen nicht hungern, und die Heiterkeit ihres Gemüths muß nicht durch Nahrungsorgen verdrängt werden. Ohn-
 streitig würden das die nützlichsten Männer im Staate, und nach Kniggens Ausdruck, nützlicher als der erste Finanzminister seyn, wenn sie ganz ihren hohen Beruf Genüge leisteten, und mit willigem Herzen dem Staate sittlich gebildete gute Menschen lieferten. Aber nur erst dann sind solche Männer zu verlangen, wenn die Aemter den brauchbaren Mann verlässlich ernähren, und in bürgerlichen Verhältnissen, beyden erforderlichen Eigenschaften, auch Rang und Ehre verleihen.

c) Zu keinem Amte, zu keinem Stande müßte der Mann, oder richtiger gesagt, der Mensch, sorgfältiger gewählt werden, als zu diesem. Hier soll der Mensch die Pflanze der Menschheit bearbeiten, er soll Menschen bilden, die in ihren künftigen Stande und Beruf,

menschlich handeln und denken, und dadurch das Leben ihrer Nebenmenschen zufrieden und froh machen. In jedem andern Stande mag der Diener fehlen und nicht immer so billig und treu sein Amt verwalten, wie er mußte; man verzeihe ihm, es ist human. Aber in diesem Amte soll und muß gar nicht gefehlt werden, wenn nicht der Fehler auf die Pfanzschule übergehen soll; daher ist eine strenge Aufsicht auf den moralischen Wandel des Mannes nöthig, der ein solches Amt übernimmt, und eine sorgfältige Auswahl; denn die Beispiele des Lehrers haben sehr großen Einfluß auf die Schüler. Er muß daher vorzüglich ein Mann von gesunder Vernunft, von moralischer Bildung, von vernünftigen Religionsbegriffen, und von Weltbürgergeist seyn, der da weiß, wie praktische Menschen für das praktische Leben beschaffen seyn müssen. Er muß durchaus nicht sehr gelehrt — aber durch und durch in allem Thun und Lassen ein vernünftiger, vorsichtiger, genügsamer, bescheidener, friedfertiger, moralisch guter Mensch seyn, der ohne Vorwurf des Gewissens zu seinen Schülern sagen kann:

“Wandelt also, wie ihr mich habt
zum Vorbilde.”

d) Wie bekommt man solche Männer?
Solche Männer sind am sichersten aus der
Zahl der Jugend dieser Classe selber zu ziehen,
denn zeugt nicht manches schlechte Haus oft
Männer von den größten Gaben? Und bildete
die Kunst den rohen Marmor aus; was wür-
den wir für große Männer haben; Freylich ist
es Sache des Staats diese auszuwählen, und
für deren zweckmäßige Ausbildung zu sorgen;
aber dafür würde der Staat auch den in seinen
guten Folgen unberechbaren Nutzen haben, daß
der größte Theil seiner bisher vernachlässigten
Einwohner, Menschen würden, die dem Staate,
ein jeder in seinen Verhältnissen, mehr als
bisher nützlich würden; und nur durch Bil-
dungsanstalten werden wir bessere Dienstbothen,
ja auch auf der Geest, wo der Sohn des Haus-
manns nicht bessern Unterricht genießt, als der
Sohn des Tagelöhners, bessere Landwirthe be-
kommen.

Mag dies noch immerhin frommer Wunsch bleiben, ich that was mein Herz befahl, und wer weiß, ob nicht ein Saamenkorn einmal einen fruchtbaren Boden findet, wo es aufspritzt und hundertfältige Frucht bringet. Sind hohe Schulen und Universtitäten wichtig, und werth daß Regenten sich derselben annehmen, so sind es wahrlich noch weit mehr die Volksschulen, woraus Bürger, Bauern, Tagelöhner und Dienstbothen hervorgehen, die ein so grosses und wichtiges Glied in der Staatskette ausmachen, und deren sittliche Veredelung auf Staat und Menschheit gleich grossen Einfluß haben. Ich bin nicht Schulmann, und ziehe nicht am Foch dieser zum theil würdigen Männer, die wegen der vielen wilden Auswüchsen des menschlichen Geschlechtes ihr Amt oft nicht mit Freuden und hitterem Gemüthe, sondern mit Seufzen und Unmuth verrichten, weil sie sehen, daß ihr redliches Bemühen so vielfältig fruchtlos und Vergebens ist, und demselben entgegen gewirkt wird; aber ich kenne den Geist des Volks, die ungezügelte Sittenlosigkeit, die Verderbtheit, die Stumpfheit, die Geisllosigkeit, eines so großen

Theils, und bedauern diesen thierischen Zustand solcher Menschen, und wünsche, daß das Reich der Vernunft, der sittlichen Bildung, der Geistesveredelung der Menschheit zu ihnen kommen möge.

III.

Graf Anton Günther von Oldenburg, Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft.

Eine literarische Gesellschaft, gestiftet im J. 1617. die erste aller gelehrten Societäten in Deutschland, ist eine merkwürdige Erscheinung, merkwürdig an sich, und in ihren Folgen. An sich, durch ihren Zweck, ihre Verfassung, ihre Mitglieder.

Ihr Zweck war Verbesserung der Deutschen Sprache und Cultur der schönen Künste.

Sie entstand früher, als Opitz austrat, und der Deutschen Sprache und Poesie eine neue Gestalt gab. Die erste, dürftige, Ausgabe seiner Gedichte erschien im J. 1624. 4.) also sieben Jahre nach Errichtung jener Gesellschaft, und erst im J. 1629. ward dieser berühmte Sänger ihr Mitgenosß unter dem Namen des Bekrönten.

Sie ward kurz vor dem Ausbruch des dreißigjährigen Krieges, in einer traurigen Stimmung wegen des drohenden Elends, am Hofe eines Deutschen Fürsten, gestiftet, und sie überdauerte die Schrecknisse und die Greuel jenes Krieges.

Die Deutschen Fürsten, 102 an der Zahl, unter diesen 32 Sächsische, und 23 Anhaltische Fürsten, fanden sich geehrt, Genossen dieser literarischen Verbindung zu seyn. Die vorzüglichsten Gelehrten und Künstler, viele berühmte Staats- und Geschäftsmänner jener Zeit — unter diesen auch einige Ausländer — traten ihr bey. Man findet hier *) die illustren Na-

*) S. des Sprossenden (Georg Neumark's, Secretär's der Gesellschaft) neu sprossenden Deutschen Palmbaum, oder Bericht von der fruchtbringenden Gesellschaft, u. s. w. Nürnberg, 1668. (eigentlich 1673.) 8. mit Kupfern; S. 228. ff.

Neumark ward geboren in Mühlhausen 1621. 16. März. Nach seinen akademischen Jahren lebte er einige Zeit kümmerlich in Hamburg, und mußte sogar sein einziges Fröhlich-

men: August, (der Befreyende) und An:
ton Ulrich, (der Siegpriangende) Herz:

feitsinsetel, die Viola di Gamba, welche er
vortreflich spielte, aus Noth versehen. Indes
ward er dem Schwedischen Residenten von Ro:
senkranz empfohlen, der ihm einen Pro:
beaufiaz an die Reichsräthe auftrug. Dieser
gerietz so gut, daß der Resident ihn als Se:
cretär mit 100 Rthlr Gehalt zu sich nahm.
Nun war er aus seiner Verlegenheit. Die Gambe
ward eingelöset. Er dichtete und componirte
das beliebte Kirchenlied: "Wer nur den lieben
Gott läßt walten", und Thränen des Dancks
entlossen seinen Augen, als er es zum ersten
mal spielte. In der Folge kam er in Herzog:
lich-Sächsische Dienste nach Weimar, ward
dieselbst geheimer Archiv-Secretär und Biblio:
thekar, kaiserlicher Pfalzgraf, Mitglied der
fruchtbringenden Gesellschaft, und von 1658.
bis 1668, Secretär derselben, auch 1679. Mit:
glied des Hirten- und Blumen-Ordens,
unter dem Namen Thyrsis der zweyte.
Sein dem neuspriessenden Palmbaum
vorgelegtes Bild glich ihm nicht, wie er mit
Misfallen seinem Freunde Siegmund von
Wirken bezeugte, der die Kupferstiche des
Werks in Nürnberg besorgte. Er starb 1681.

zoge von Braunschweig, Carl Gustav, (der Erhabene) König von Schweden, Oxenstierna, Vaner, Königsmark, Brangel, Pappenheim, Piccolomini; die Deutschen Dichter und Prosaiter: Siegmund von Birken, Andreas Gryphius, Friedrich von Logau, Martin Opitz, Johann Rist, Philipp von Zesen, Philander von Sittewald, (Johann Michael Moscherosch), die Sprachforscher Just Georg Schottel und Caspar von Stieler.

Die Verfassung dieser literarischen Gesellschaft, die Zerstreung ihrer Mitglieder in

8. Jul. Seine Schriften sind zum Theil von ihm selbst (im Palmbaum) angezeigt; vollständiger aber in E. Neumeister de Poetis German. p. 74 (Wittemberg. 1708. 8.) und in Amarantes (Herdegen's) historischer Nachricht vom Hirten- und Blumen-Orden an der Pegnitz, S. 387. (Mürnberg. 1744. 8.) S. auch Wezel's Hymnopoeographia Th. 2. und Jöcher's Gelehrten-Lexicon.

Deutschland und andern Ländern, der verheerende Krieg, ließen freylich mehr Wärtchen, als Früchte, erwarten. Aber auch Früchte rug sie. Denn, nachdem sie mit dem ersten Beispiele vorgeleuchtet hatte, bildeten sich im siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderte allmählig viele literarische Gesellschaften und gelehrte Societäten in Deutschland. Sprache und Wissenschaften, Geschmack und Wis wurden nun mehr und mehr verschönert, veredelt, bereichert, ausgebreitet.

Die fruchtbringende Gesellschaft ist also auch merkwürdig in ihren Folgen. Sie, und ihr Stifter, werden leben in den Jahrbüchern Deutscher Literatur!

Caspar von Teutleben, *) Hofmeister (Hofmarschall) am Weimarschen Hofe — wo

*) Oder Teutleyben, aus einer uralten adlichen Familie in Thüringen, deren Stammschloß Teuteleben, zwischen Gotha und Eisenach, Rufus von Teuteleben im J. 1094 erbaute. Caspar von Teutleben ward geboren 1576. 26 März, zu Jena, wo sein Va

auch in unsern Tagen die schönen Künste so
mild gepflegt werden — Teutleben faßte die
Idee, nach dem Vorbilde einiger gelehrten Ge-
sellschaften in Italien, eine literarische

ter, Johann Ernst, Hofrichter und S. Co-
burgischer Cammerath war. Er studirte in
Jena, und ward dann Chursächsischer Hofgerichts-
Assessor. Hierauf reiste er als Gouverneur
des Herzogs Johann Ernst, des Jüngern,
von S. Weimar, (in der fruchtbringenden Ge-
sellschaft das dritte Mitglied unter dem Namen:
der Keimende.) mit diesem nach Frankreich,
England, und den Niederlanden. Nach der Zu-
rückkunft ward er Hofmarschall am Weimarschen
Hofe, zuletzt geheimer Rath des Herzogs Jo-
hann Casimir von S. Coburg, und dessen
Gesandter am Kaiserl. Hofe in Wien. Er starb
1639. 11 Februar. Als Schriftsteller hat er
sich nicht bekannt gemacht. Neumark, der
(S. 449. ff.) die Schriften der Mitglieder auf-
zählt, nennt keine von ihm; auch Jöcher nicht
(im Gelehrten Lexicon,) aber er führt
ihn doch mit auf, als erstes Mitglied (und
Stifter) der fruchtbringenden Gesell-
schaft. Er hinterließ einen Sohn, Caspar
von Teutleben; mit seinem Enkel, der im
J. 1712. als Obersilberkammerrath starb, scheint die-
ses alte Geschlecht erloschen zu seyn.

Verbindung Deutscher Männer zu bewirken. Er trug sie am 24ten August, 1617. bey einer Hofstafel vor. Diese bestand aus drey Herzogen von Weimar, zwey fürstlichen Gästen von Anhalt, und vier Adlichen, unter welchen der Oberst, Dietrich von dem Berder, der erste metrische Uebersetzer von Tasso's befreyetem Jerusalem, und Ariost's wütendem Roland, ein Busenfreund von Vater Opitz, sich befand.

Der Vorschlag ward mit Acclamation aufgenommen. Teutleben entwarf die Einrichtung, die Gesetze, die Namen, Gemälde, und Sinnsprüche für die Gesellschaft.

Der Palmbaum ward als allgemeines Symbol angenommen; die Gesellschaft nannte sich daher auch den Palmorden. Ihr Wahlspruch war: "Alles zum Nutzen."

Die Namen der Mitglieder wurden gewöhnlich von den Eigenschaften der für sie bestimmten Pflanzen gewählt. Aber schwetlich

konnten sie allgemein gefallen; z. B. der Be-
 bende, von der Espe, oder Zitteresche, der
 Faselnde, von der Kapuzel, der Unan-
 schuldliche, vom beschultenen Weinstock, der
 Gemeine, von der Hasenpappel, der
 Kriechende, von der Bündelrebe, der Nie-
 derträchtige, vom Zwergobstbaum! — An-
 dere Namen scheinen glücklicher gewählt von
 dem eigenthümlichen Charakter der Genossen;
 z. B. Georg Philipp Harsdörffer, der
 mit Johann Klajus im J. 1644. den noch
 jetzt bestehenden Hirten- und Blumen-
 Orden an der Wegnitz errichtete, Verfasser
 der Gesprächspiele voll spielenden Wises,
 hieß: der Spielende; Moscherosch, Ver-
 fasser der satyrischen Gesichte, hieß: der
 Träumende; der Epigrammatist Logau, der
 Verkleinernde; der Sprachforscher Schot-
 tel, der Suchende. *)

*) Manche Mitglieder nannten sich in ihren Druck-
 schriften mit ihren Gesellschaftsnamen, und lies-
 sen die eigenen weg, z. B. Spaten's,
 [Stieler's, des Spaten (Späten)] Sprach-
 schatz.

Die Gesellschaft wählte einen Deutschen Fürsten zum permanenten Oberhaupt, und einen Gelehrten aus ihrer Mitte zum Secretär, den man Erzscheinhalter nannte. Der bey Teutleben's Vorschlage mit gegenwärtige regierende Fürst von Anhalt Cöthen, Ludwig, (geb. 1579. 17. Jun. st. 1650. 7. Jan.) ein gelehrter und auf Reisen gebildeter Prinz *), der älteste jener drey Fürsten,

) Neumark, (S. 449.) und Jöcher führen seine Druckschriften an, Theils Originale, z. B. Von den weisen Alten, Betrachtung des langen und kurzen Lebens u. s. w. Theils Uebersetzungen aus dem Lateinischen, Französischen, und Italiänischen. Sie haben aber ausgelassen (obwohl Neumark, S. 152. und 165. darauf deutet): Kurzer Bericht von der fruchtbringenden Gesellschaft | Vorhaben, auch dero Namen, Gemähde und Wörter, in Achtzeilige Reimgesetze () verfasst. Gedruckt zu Cöthen im

(*) Die Ottave rime der Italiäner. Die fruchtbringende Gesellschaft machte zum Geßch, alles möglichst Deutsch zu geben. Zeseu und Andere übertraben dies in der Folge bis zum Lächerlichen.

und der erste, der Teutlebens Antrag
pries und unterstützte, ward einstimmig zum
ersten Oberhaupt, unter dem Namen des
Nährenden, erwählt.

Aber dem Stifter der Gesellschaft, Teut-
leben, ward die Auszeichnung, als erstes
Mitglied an der Spitze der Gesellschaft zu ste-
hen*), die im ersten Jahre nur aus eilf

Fürstenthume Anhalt im Jahre 1641. 4. Vor-
an steht ein kurzer Bericht von der Ent-
stehung und Einrichtung der Gesellschaft. Dann
werden 353. Mitglieder in eben so viel
Stangen nach ihren Namen, Pflanzen, und
Sinnsprüchen, geschildert, wozu 400 Kupferstü-
cke verfertigt wurden; (S. Neumark S.
165.) Der poetische Werth der Stangen ist ge-
ringe; aber in anderer Hinsicht bleibt diese
Schrift merkwürdig. Daß Fürst Ludwig, der
Nährende, Verfasser derselben sey, sagt
Schottel (der Suchende,) bestimmt; s. des-
sen ausführliche Arbeit von der Teut-
schen Haupt-Sprache, S. 1205. (Braun-
schwweig, 1663. 4.)

*) Im Neumark findet man, neben den Bildnis-
der drei fürstlichen Oberhäupter, auch das sei-
nige, S. 16.

Genossen bestand. Fürst Ludwig nahm sich dieser Gesellschaft eifrig an. Von ihm wurden (von 1617—1650.) 527. Mitglieder aufgenommen. Er ließ auf seinem Residenzschlosse zu Cöthen einen Ordenssaal einrichten, in welchem sich die Mitglieder von Zeit zu Zeit versammelten. Dieser enthielt, als eine eigenthümliche Tapete, die Namen, Pflanzen und Sinnbilder der Mitglieder in 400. Gemälden, (die er auch in Kupfer stechen ließ) nebst den Büchern und Acten der Gesellschaft. *) Er, und seine beyden Nachfolger im Protectorat, Wilhelm, regierender Herzog zu Weimar, der bey der Stiftung mit gegenwärtig war, und der Schmachhafte hieß, (geb. 1598. II. April, st. 1662. 17. May) und August, Herzog zu Sachsen-Weißenfels, postulirter Erzbischof und Administrator von Magdeburg, der Wohlgerathene, (geb. 1614. 13. Aug. st. 1680. 4. Jun.) nahmen in 63 Jahren — so lange bestand die Gesellschaft — überhaupt 891.

*) S. Neumark S. 66, 166.

Genossen auf. *) Nach dem Tode des dritten Oberhauptes erlosch die Gesellschaft.

In den Mitgliedern der fruchtbringenden Gesellschaft gehörte auch Aron Günther, der letzte der Oldenburgischen Grafen, (geb. 1583. 1. Nov. ff. 1667. 9. Jun.) dessen Name, so wie der seines guten Vaters, Johann XVI., noch immer mit Verehrung und Dank genannt wird.

*) Formulare der Diplome für die Mitglieder s. in Neumark S. 187. ff. Irsonderheit S. 223. für Siegmund von Birken. Das Verzeichnis der Mitglieder nach der Zeit ihrer Aufnahme vom J. 1617. bis 1668. No. 1. (Teutleben) bis 806. (eigentlich 307.) steht in Neumark's Palmbaum S. 128. ff. 380. ff. und 437. ff. die vom J. 1668. bis 1680. Aufgenommenen findet man in der historischen Nachricht vom Hirten- und Blumen-Orden an der Pegnitz, von Amaranthes, (Johann Herdegen, Pastor und Professor in Nürnberg,) S. 384-387. (Nürnberg, 1744. 8. m. Kupf.)

Schon früh interessirte er sich für diese literarische Verbindung, und schon lange vorher (1640. 70. Dec.) erfolgten Aufnahme bezugte er den Wunsch, ihr beizutreten. Er ward in der Ordnung das 39ste Mitglied. Sein Name war: der Unbetrüglche, seine Pflanze: die kleine Garten: Cypresse, oder weiße Eberwarte; *) der Sinnspruch: wenn Gift vorhanden.

Diese Wahl schien des Grafen Charakter angemessen, dem, wie Winkelmann **) bemerkt, "als einem hochgepriesenen Liebhaber

*) Santolina Chamae - Cyparissus L. Cypressartige Heiligepflanze. Abrotanum femina off. Stabwurz - Weibsen: ein schönes staudenartiges Gewächs, dessen Vaterland Spanien, Italien, und das südliche Frankreich ist. Diese Pflanze hat einen starken gewürzhaften Geruch. Man schrieb ihr ehemals zerkleinernde, Wurmtödtende, Giftwehrende Kräfte zu. Die Franzosen gaben ihr den Namen Garderobe, weil sie, zwischen die Kleider gelegt, die Motten abhalten soll.

**) Chronik, S. 323.

4n. Vds. 65. St.

seiner angeborenen Teutschen Sprache, Teutscher Tracht, Teutscher Sitten, Teutscher Nüchternheit und Tugend, seinem treuen und aufrichtigen Gemürhe gemäß, mit Recht das Beywort: infallibilis, der Unbetriegliche, beygelegt ward."

Hierauf beziehen sich dann auch folgende Verse, die Fürst Ludwig, der Nährende, *) ihm weihte. Winkelmann hat sie, **) da er der Aufnahme des Grafen in die fruchtbringende Gesellschaft erwähnt, mit abdrucken lassen; er nennt aber nicht die Quelle und den Verfasser.

351.

Der Unbetriegliche. Kleine Cypresse.

Wenn Gift vorhanden.

Cypresse! welche klein, den Menschen nicht
betreugt,

Wenn in und an dem Leib ist etwa Gift
vorhanden!

*) Kurzer Bericht von der fruchtbringenden Gesellschaft etc. die 351ste Stange.

**) S. 324.

Ganz Unberriglich bin ich, wie mein
Name zeugt,
Der mir von dieser Kraft ist süglich zuge-
standen.

Wer Unberriglich ist, dem ist hold und ge-
neigt

Der frommen Leute Schaar. Darauf kommt
ihm zu Handen
Die nie betrogne Frucht, die rechten Nutz-
hen giebt,

Und wird von Jedermann gelobet und geliebt.

1640. A. G. G. J. D. U. D.

(Anton Günther, Graf zu Oldenburg
und Delmenhorst.)

Das auf einem Foltobogen geschriebene, von
Fürst Ludwig ausgefertigte, dem Grafen über-
sandte, Diploma, wird im Oldenburgischen Lan-
des-Archiv aufbewahrt. *) Hier der Abdruck:

Als schon für langen Jaren ein vornehmer
alter Graf des Reichs große Zuneigung und
gewogenheit gehabt, sich in die Fruchtbringende

*) Serin. 9. post. n. 27.

Gesellschaft zu begeben, daher aber die einnehmung angestanden, daß der Schluß wegen nicht bedachten Nahmens, Gemähltes und Wortes, ungenommen verblieben, Und solches an die fruchtrbringende Gesellschaft wieder gelanget: So schläget dieselbe nach gehaltener berathschlagung, mit gebührender begrüßung, und dienstlichem anerbieten vorerwehnten Herrn Grafen vorschlagen, zum Gemählde die kleine Cipresse, sonstien weiße Eberaute genant, zum nahmen der Unbetriegliche, und zum Worte Wan giff vorhanden, Und ist bey dieser gutten gelegenheit vorweisen dem Weichenden (8) aufgetragen; diesen vorschlag obgedachtem Herrn Grafen zueröffnen, und daferne Derselbe ihm anstendig, solchen Krafft dieses in aufgetragener Vollmacht einzunehmen, die andere aber gebräuchliche Feyerlichkeit biß zu beßerer gelegenheit vorzubehalten: Zu urkund ist dieses unter der Fruchtrbringenden Gesellschaft Insigell außgefertiget, In beysein des Mehrenden, (1) Durchbringenden, (2)

(1) August, Fürst zu Anhalt-Cöthen,

(2) Johann Casimir, Fürst zu Anhalt-Deßau-

Vielgekörtten, (3) Aufbrettenden, (4) Beque-
men, (5) Eilenden, (6) Ausführenden, (7)
Weichenden, (8) und Grauen, (9)

So geschehen den 7ten des Wintermonats
im Jahre 1640.

(L. S.) Das eines Guldens große, auf ro-
them Wachs abgedrückte, Wapen
der Gesellschaft, eine Landschaft
mit einem großen Palmbaum und
mehreren kleinen, mit der Ums-
chrift: Alles zum Nutzen
Der fruchtbringenden Ge-
sellschaft Siegel; Anno 1617.
den 24. August. *)

(3) Dietrich von dem Werder, Oberst, An-
haltischer Rath und Vicedirector,

(4) Caspar Ernst Knoche,

(5) Cuno Ordomar von Bodenhausen,

(6) Heinrich von Börstel,

(7) Hans Ernst von Freyberg,

(8) Christian Ernst Knoche,

(9) Albrecht Bürge von Wulferath.

*) Vergl. die Abbildung des größern Hauptiegels
im Neumark, S. 212.

Außer dem Grafen Anton (Günther finde ich in dem Namen-Verzeichniß *) noch Vier Oldenburger, als Mitglieder der fruchtbringenden Gesellschaft. Diese waren: im J. 1642, 1) Christian, der letzte regierende Graf zu Delmenhorst; (geb. 1612. 26. Sept. st. 1647. 23. May.) der Zahl nach das 375ste Mitglied. Sein Name war: der Vergoldete, die Pflanze, der vergoldete Rosmarin, der Sinnspruch: natürliche Jugend.

2) Dr. Conrad Balthasar Pichtel, Gräfl. Oldenb. Rath und Praetor pupillaris, zuletzt Geheimrath und Landrichter in Jever, 399stes Mitglied. Sein Name: der Ueberwindende, die Pflanze: Zahnkraut, der Sinnspruch: die Noth.

3) Im J. 1656, Anton I. Graf von Oldenburg, legitimirter Sohn des Grafen Anton Günther und der Freyin von Ungnad.

*) Neumark, S. 275. ff.

(geb. 1633. 1. Febr. st. 1680. 27. Oct.)
 653tes Mitglied; Sein Name: der Geschätzte,
 die Pflanze: Welches Weilchen, der
 Sinnspruch: wegen vieler Tugend.

4) Matthias Wolzogen, Freyherr
 von Nisingdorff, Gräfl. Oldenb. Geheim-
 raths Director. Sein Name: der Andeu-
 tende, die Pflanze, Mutterwurz, der
 Sinnspruch: den verletzten Ohren.

Zu diesen kann man noch 5) den zu seiner
 Zeit berühmten Arzt und Chemiker, Angelo
 Sala, zählen, einen gebornen Traltäner, der
 einige Jahre als Leibarzt des Grafen Anton
 Günther in Oldenburg lebte. Er ward im
 J. 1628. 160stes Mitglied der fruchtbrin-
 gen Gesellschaft; sein Name war: der Ein-
 dernde, die Pflanze, Chamillen, der Sinn-
 spruch: die Schmerzen. *)

Dr. Gramberg.

*) S. von Sala Oldenb. Blätter vermisch.
 Inhalts, Band VI. S. 255 und 439.

IV.

Bemerkungen über Beobachtungen der
Fluth und Ebbe und den Nutzen
dieser Beobachtungen.

Der Nutzen, welchen physikalische Beobachtungen haben können, ist im Allgemeinen theoretisch, oder praktisch; — man kann nämlich entweder durch die Beobachtungen bloß zu einer vollständigen Kenntniß der Natur zu gelangen suchen, ohne darauf zu sehen, ob sich eigentliche Folgerungen für den Gebrauch im menschlichen Leben daraus herleiten lassen, oder man kann auch die Beobachtungen dazu anwenden, um Vortheile für die menschliche Gesellschaft durch dieselben aufzufinden. Jeder dieser Zwecke ist der Menschen würdig! denn so sehr sich auch einige Menschen bemühen mögen, nur das als wichtig und wissenwerth vorzustellen, was unmittelbar mit den Bedürfnissen der menschlichen Gesellschaft in Verbindung steht, oder was dazu dient, unsern ungenügsamen Sinn neue Vor-

nüsse zu bereiten, oder was einträglich ist u. s. w., so wird doch gewiß kein denkender Mensch es abkennnen wollen, daß wir auch da unsere Forschungen fortsetzen dürfen und sollen, wo sich uns keine von jenen Anwendungen darbietet. Bedürfte diese Behauptung eines Beweises, so wäre schon die dem Menschen eigene Wissbegier, die ihn antreibt, die Tiefen der Natur zu erforschen, und die frohe Empfindung, welche die Entdeckung einer wichtigen Wahrheit in uns erregt, Bürge, daß es die Bestimmung des Menschen ist, über das Bedürfnis hinauszugehen und der Wahrheit nachzuforschen, blos weil sie Wahrheit ist.

Indeß bei physikalischen Untersuchungen kann man denen, welche vor allen Dingen nach der Nützlichkeit fragen, auch noch das zu ihrer Beruhigung antworten, daß hier fast immer auch die strengsten theoretischen Forschungen zu praktischen Anwendungen führen, und daß man in der Geschichte der Physik weniger Ursache findet, die Theoretiker der unnützen Speculation anzuklagen, als vielmehr diejenigen, die

sich den Nutzen zum Ziel setzen, und z. B. bei der nützlichen — (nicht wahr? — sehr nützlichen!) — Goldmacherkunst, ihr bißchen Gold und Zeit und Verstand verlohren. — Auch die Beobachtungen der Fluth können Nutzen, sowol für die theoretische Naturkunde, als für die Anwendung auf die Wahl der Gesellschaft haben.

Wenn man die Höhe und die Zeit der Fluth eine Zeitlang auch nur obenhin beobachtet, so überzeugt man sich leicht von der bekannten Wahrheit, daß die Zeit und die Höhe der Fluth vorzüglich von dem Stande des Mondes und der Sonne abhängt, daß aber die verschiedene Richtung und Stärke des Windes die Regelmäßigkeit der Erscheinungen der Fluth und Ebbe sehr merklich stören kann. Vergleicht man ferner die Beobachtungen, welche über diesen Gegenstand an verschiedenen Orten angestellt worden sind, so sieht man, daß dieselbe Fluth nicht überall zu gleicher Zeit eintritt und nicht an jedem Orte einerley Höhe erreicht, und daß es sowol in Rücksicht der Zeit als der Höhe der Fluth auf locale Umstände ankommt,

welche die Ankunft der Fluth beschleunigen oder verzögern, und die das höhere Aufwachsen mehr oder minder begünstigen.

Es bieten sich daher sogleich die Fragen dar: welchen Antheil hat an der Fluth in dieser Gegend der reguläre Einfluß des Mondes und der Sonne? — und wie viel haben wir dem Winde zuzuschreiben? welche Richtung des Windes ist uns die nachtheiligste, und welche Stärke des Windes wird erfordert, um die Fluthen bis zu irgend einer Höhe aufzutreiben? u. s. w. Man kann aber auch ferner in Rücksicht der örtlichen Umstände die Frage aufwerfen, ob die Fluthen jetzt eben die Höhe erreichen, wie vor vielen Jahren, oder ob eine Aenderung der Umstände, sie sey nun günstig oder ungünstig, statt gefunden habe, oder noch statt finde? — Alle diese Fragen können nur durch fortgesetzte Beobachtung beantwortet werden, und sie sind gewiß interessant und wichtig genug, um eine Beantwortung zu verdienen. — Diese Beantwortung hier zu geben, dazu bin ich nicht im Stande, sondern meine Absicht ist

bloß, einige zerstreute Bemerkungen über diese Frage mitzutheilen.

Vollständige Beobachtungen über die Fluth und Ebbe müßten eigentlich so angestellt werden, daß man nicht bloß die Höhe und Zeit des höchsten Wassers, sondern auch des tiefsten Wassers angäbe. Da aber dieses sehr beschwerlich seyn würde, weil man täglich zu vier verschiedenen Zeitpunkten, (wovon meistens zwei während der Nacht einfallen), beobachten müßte, und überdies die genaue Zeit der höchsten Fluth und tiefsten Ebbe nicht verfehlen dürfte; so wird man sich wol meistens mit wenigen vollkommenen Beobachtungen begnügen müssen. *)

*) Es ließe sich zwar ein Instrument erfinden, welches wie der Barometrograph die Beobachtungen selbst aufzeichnet; aber außerdem, daß ein solches Instrument kostbar wird, tritt hier auch noch der Umstand ein, daß ein Fluthmesser nicht im Zimmer aufgestellt werden kann, sondern dem schlimsten Winde und Wetter ausgesetzt ist, waben denn doch das Instrument, wenn man es auch sorgfältig verwahrt, nicht ohne Schaden bleiben mögte.

Man kann bekanntlich die größte Höhe, welche das Wasser bei der Fluth erreicht hat,

Obgleich aber ein solcher Fluthmesser eben nicht zum Gebrauche tauglich seyn möchte, so wird es doch einigen Lesern vielleicht lieb seyn, von der Einrichtung solcher selbstschreibenden Instrumente eine ungefähre Vorstellung zu erhalten.

Die Hauptsache bei allen diesen Instrumenten ist 1) eine Scheibe, welche durch ein Uhrwerk in 24 Stunden (oder zweimal, dreimal ic. 24 Stunden) einmal um ihren Mittelpunkt gedreht wird; und 2) ein Stift, welcher beim Steigen und Fallen des Wassers sich erhebt und sich senkt, und welcher durch eine Feder gegen jene Scheibe angedrückt wird und ein Zeichen seiner jedesmaligen Stellung darauf zu machen läßt. Schwimmt dieser Stift in einer Röhre auf der Oberfläche des Wasser und steigt das Wasser in der Röhre grade so viel, wie außen, so müßte in unserm Falle die Scheibe erstaunlich groß seyn, an den Orten, wo die Fluth hoch steigt: den offenbar darf das Steigen und Fallen des Stifts nie mehr betragen, als den halben Durchmesser der Scheibe! — man müßte hier also auf Hülfsmittel denken, um die Höhe, um welche der Stift sich hebt, zu vermindern. Daz zu könnte folgendes dienen. Man nehme ein

beobachten, ohne grade zu der Zeit gegenwärtig zu seyn, wo diese Höhe des Wassers statt fand,

gebogne an beiden Enden offene Röhre, deren beide Schenkeln lothrecht stehen; in diese fülle man Quecksilber, und lasse den einen Schenkel dem freien Zutritte des Wasser ausgesetzt, den andern verschliesse man in einem wasserdichten Kasten, und lasse auf dem in demselben enthaltenen Quecksilber einen Körper schwimmen, der den erwähnten Stift trägt. Indem nun die Fluth aufwächst, nöthigt der vermehrte Druck des Wassers im ersten Schenkel das Quecksilber im andern Schenkel aufzusteigen. Aber das Quecksilber steigt in diesem zweiten Schenkel nicht so viel, als das Wasser oberhalb des ersten Schenkels, denn indem das schwerere Quecksilber 1 Zoll steigt, hält es einer Wassersäule von 12 Zoll hoch das Gleichgewicht: man hat also nun nicht nöthig den zweiten Schenkel so sehr hoch und die Scheibe so sehr groß zu machen, weil das Steigen des Stifts auf diese Weise gar sehr vermindert wird. Wollte man das Steigen und Fallen desselben nicht so sehr vermindern, so könnte man dem zweiten Schenkel eine gegen den Horizont geneigte Lage geben, und alsdann auch die Scheibe dem gemäß stellen. Es läßt sich nun übersehen, wie dieser Stift immer die Höhe der Fluth auf der Scheibe an-

indem der Fluthmesser Löcher hat, in denen das Wasser stehen bleibt und also auf diese Weise die ganze Höhe der Fluth anzeiget. Aber dieser ist nur ein einziges Datum und man erfährt damit noch nicht, wann das höchste Was-

gibt; damit er aber nicht immer auf einerlei gerader Linie hin und her gehe, muß die Scheibe sich drehen und es müssen Stundenzeichen auf dem Rande herumstehen; mit Hülfe dieser Eintheilung weiß man allemal, welcher Punct der Scheibe zu bestimmter Zeit, der Röhre zugekehrt war, und (weil nun der Stift eine Linie auf der Scheibe zieht während sie sich dreht,) auch wo der Stift zu bestimmter Zeit stand, und folglich (durch leichte Rechnung) wie hoch eben damals die Fluth gestiegen war. Solcher Scheiben müßte man zwei haben, um eine herauszunehmen und bequem die Beobachtungen abschreiben zu können, wenn die Zeit der Umdrehung der Scheibe vorbei ist.

Die Ausführung eines solchen Instruments wird indes viel Schwierigkeit haben, da ein auch nur sehr mittelmäßiges Uhrwerk in der Nähe der stürmischen Wellen eben nicht allzuwohl verwahrt seyn und leicht in Unordnungen kommen möchte.

ser statt fand, und überdies läßt sich bei dem niedrigsten Wasser eine ähnliche Einrichtung nicht gebrauchen. *) Um nun den ganzen Gang der Fluth und Ebbe wenigstens einigermaßen genau und ohne gar zu unverhältnißmäßig große Mühe zu bestimmen, scheint mir folgende Einrichtung der Beobachtung die passendste. Um zu sehen, wie viel die ganze Fluthhöhe betragen habe, pflegt man gewöhnlich bald nach dem höchsten Wasser sich an den Ort der Beobachtung zu begeben; man sollte dann aber nicht, wie es gewöhnlich geschieht, bloß bemerken, wie hoch das Wasser bei seinem höchsten Stande gestiegen war, sondern zugleich, wie hoch es

Man könnte zwar statt der niederwärts gehörten Löcher des gewöhnlichen Fluthmesser, unten in der Gegend, wo die Oberfläche des Wassers bei tiefster Ebbe steht, lauswärts gehörte Löcher anbringen, in denen die Luft bei wieder steigender Fluth sich fänge, aber es mögte unangenehm und unangenehm seyn, nachher unterhalb des Wassers zu untersuchen welches Loch das letzte sei das noch Luft enthält. Wollte man diese mühsame Untersuchung nicht scheuen so hätte man so allerdings einen Ebbemesser, der dem gewöhnlichen Fluthmesser ganz analog wäre.

gegenwärtig steht, und dann den Zeitpunkt der Beobachtung mit niederschreiben. Diese drei Data reichen indes zur Bestimmung der Hauptumstände der Fluth allein nicht hin, sondern man muß nach 2 oder 3 Stunden oder mehr, aber ehe die niedrigste Ebbe eintritt, noch einmal anmerken, wie tief das Wasser während dieser Zeit gefallen ist, und die Zeit dabei niederschreiben. Aus diesen fünf gegebenen Stücken werden sich ziemlich genau die Zeit des höchsten und tiefsten Wassers und die Tiefe, bis zu welcher das Wasser fallen wird, berechnen lassen, zumal wenn man vorläufige Beobachtungen über das Gesetz des Steigens und Fallens des Wassers bei der Fluth zu Hülfe nimmt; — Beobachtungen, denen man nur einige wenige Tage ganz zu widmen braucht, und die dann als Regel für alle übrigen Beobachtungen von großen Nutzen sind. Auf diese Weise könnte man aus 4 (oder wenn man es noch genauer haben will, aus 6) zu willkürlichen Zeiten angestellten Beobachtungen *) die

*) Diese 4 Beobachtungen geben zehn einzelne Data und 6 Beobachtungen geben deren vierzehn. Wie
 an Vdi 64 St. N n

Hauptumstände der beiden Fluthen eines Tages wenigstens ziemlich genau bestimmen.

Diese Beobachtung müßte nie in der Nähe eines Sieles angestellt werden. Beobachtet man bloß die größte Höhe, welche das Wasser erreicht, so kann man den Fluthmesser wol an einem Siele aufstellen, aber da hier das Wasser nie so tief fällt, als am freien Ufer des Hauptstroms oder Meerz, so sind Beobachtungen gegen die Zeit des niedrigsten Wassers unzuverlässig in der Nähe eines Sieles.

Um aber aus den Fluthbeobachtungen alle die nützlichen Folgerungen ziehen zu können, welche sich daraus herleiten lassen, muß man auch genaue Beobachtungen über die Richtung und Stärke des Windes damit verbinden. Wer Gelegenheit hat, jene Fluthbeobachtungen in möglichster Vollständigkeit anzustellen, der wird es wol auch nicht zu mühsam finden, diese Beobachtung des Windes täglich mehrmals, und wo möglich, so oft, als eine erhebliche Veränderung der Richtung und Stärke des Windes

man aus diesen gegebenen Stücken das übrige berechnet, kann ich hier nicht wohl entwickeln.

statt findet, zu wiederholen; denn um den ganzen Gang der Fluth zu beurtheilen, (so weit das nämlich möglich ist, bei Beobachtungen, die nur an einem einzelnen Orte angestellt werden), ist es nöthig, genau zu wissen, wie der Wind sich bei den beobachteten Fluthen verhalten habe. Wie man die Richtung des Windes beobachtet, davon brauche ich nicht zu sagen, aber es magt nicht allen meinen Lesern bekannt seyn, wie man die Stärke des Windes oder die Geschwindigkeit, mit welcher beim Winde die Luft sich forrbewegt, abmessen kann und deshalb halte ich es der Mühe werth, das von Herrn Wolmann zu Cuxhove verbesserte und in Gebrauch gesetzte Anemometer hier zu beschreiben. Jedermann kennt die Windmühle und weiß, daß diese, indem man sie grade gegen den Wind richtet, dadurch herumgetrieben werde, daß der Wind an die etwas schief eingesetzten Flügelflächen stößt und diese ihm auszuweichen nöthigt. *) Offenbar bestimmt hier,

*) Ich behalte es mir vor, hierüber einmal etwas umständlicher zu reden, da hier die umständliche Erklärung als nicht zur Hauptsache gehörig nicht mitgetheilt werden kann.

wenn man den Mühlstein wegläßt und alle Hindernisse der Bewegung wegdenkt, die Stärke oder die Geschwindigkeit des Windes auch die Schnelligkeit mit welcher die Mühle sich dreht, und ein Werkzeug, welches der Windmühle ähnlich ist (aber ohne die zum Mahlen gehörigen Stücke, welche die Bewegung verzögern), wird zum abmessen der Geschwindigkeit des Windes dienen können. Ein solches Instrument ist der Wolemaunische Windmesser, an welchem die Flügel so gestellt sind, daß ihre Enden mit eben der Schnelligkeit seitwärts ausweichen, mit welcher der Wind selbst fortgeht, und welcher daher durch die Zahl der Umläufe, die er in einer Minute macht, die Geschwindigkeit des Windes anzeigt. Das Instrument ist nicht allzu groß und kann leicht an einem freien Platz, wo der Wind in seinem regelmäßigen Fortgange nicht gestört wird, getragen und dann mit Hilfe einer Secundenuhr oder eines Minutenglases (einer Sanduhr, die eine Minute läuft,) die Geschwindigkeit des Windes beobachtet werden. *)

*) Soll der Windmesser so eingerichtet seyn, das

Hätte man eine lange Zeit durch solche vollständige Beobachtungen angestellt, so ließen sich nun Folgerungen ziehen, zu deren nähern Betrachtung ich jetzt fortgehe.

Da unter einer großen Menge von Fluthen, wenn man sie nach der Reihe weg, ohne auszusuchen, zusammen nimmt, ohngefähr eben so viele seyn werden, bey denen Ostwind, als

genau die Schnelligkeit der Flügel-Enden mit der Schnelligkeit des Windes einerlei ist, so muß die Stellung der Flügel sehr genau nach einer bestimmten Regel gewählt seyn, und da man doch für kleine Irrthümer in der Ausführung nicht bürgen kann, so erfordert es erst genaue Untersuchung und Errection der Stellung ehe man sicher ist, diesen Zweck erreicht zu haben. Der Künstler könnte sich aber die Arbeit bei Verfertigung dieses Instrumentes erleichtern, wenn er nur ein Normal-Instrument besäße, nemlich ein einziges sehr genau und unwandelbar eingerichtetes: mit diesem könnten alle andere verglichen werden, indem man sie mit jenem zugleich dem Winde ansetzt. Fände man nun, daß der probirte Windmesser z. B. nur $\frac{1}{10}$ eines Umlaufs machte, während jener richtig gestellte einmal umgeht, so ließe sich dies neue Instrument deswegen doch recht gut gebrauchen und man brauchte dann nicht, wie es sonst durchaus nöthig ist, die Flügelstücken verschiebbar zu machen, sondern könnte sie an die Ruthen (die Stäbe woran die breite Flügelstäche befestigt ist) festlöthen, wodurch das Instrument weniger wandelbar würde.

bey denen Westwind stark fand, also eben so
 viele, die durch den Wind verringert, als die
 durch denselben vermehrt wurden, so kann das
 Mittel aus allen beobachteten Fluthhöhen, näm-
 lich der ganzen Höhe, um welche das Wasser
 bei jeder Fluth von der tiefsten Ebbe an steigt
 und fällt, ziemlich genau als die eigentlich so zu
 nennende mittlere Fluthhöhe betrachtet werden,
 das ist, als diejenige, welche eben so oft über-
 fliegen als nicht ganz erreicht wird. *) Zug-
 gleich ergiebt sich denn auch die mittlere Höhe,
 welche die Fluth in Vergleichung der Ufer er-
 reicht, und diese mittlere Fluthhöhe muß man
 bei der Anlage mancher Werke wissen. Die
 Annehmer der Seeufer wissen auch gewöhnlich
 ziemlich genau diese Höhe anzugeben, und wenn
 man keine große Genauigkeit in dieser letztern
 Angabe verlangt, so läßt sie sich schon aus der
 Höhe, wo man gewisse Seepflanzen findet, her-
 leiten; die Lauge (Lucus) z. B. wachsen nur
 unterhalb der Grenzen der mittlern Fluthhöhe.

*) Man muß indessen bei diesem Ausschneiden der mitt-
 lern beobachteten Höhe die überaus hohen
 Sturmfluthen nicht mit in Rechnung nehmen,
 besonders wenn sich überhaupt noch nicht sehr
 viele Beobachtungen hat.

und bis ziemlich nahe an dieselbe, und so meh-
rere andre.

Für die Theorie der Fluthen, nämlich für die Bestimmung des regulären Einflusses, den die Stellung der Sonne und des Mondes auf die Zeit und Höhe der Fluth habe, ist es besonders wichtig, zu wissen, wieviel beim Neumond und Vollmonde die Fluthen über die mittlere Höhe anschwellen und wie weit sie zur Zeit der Mondviertel unter derselben bleiben; man muß daher die Höhe und Zeit der vollen Fluth beim Neumond und Vollmonde und den Vierteln (oder eigentlich an den Tagen, wo die höchsten Springsfluthen und die kleinsten Nippfluthen statt finden, welches wenige Tage nach dem Neumond, dem Vollmonde und den Vierteln ist) genau zu bestimmen suchen. Bei dieser Bestimmung sind manche Vorsichten nöthig, die ich hier nur obenhin erwähnen kann; man muß z. B. nachsehen, ob man auch allzuvielen bei Westwind oder allzuvielen bei Ostwind beobachtete Spring- oder Nippfluthen habe, man sollte billig auch diejenigen, wo der Mond der Erde ferne näher war von dem absondern, wo er

sich ohngesähr in der Erdnähe befand u. s. w. Dieser Vorsicht bedarf es desto mehr, je weniger Beobachtungen man noch angestellt hat, und aus zehnjähriger Beobachtung dürfte man wol (da man dann 130 Neumondsfluthen und eben so viele Vollmondsfluthen hätte,) aus dem gradezu genommenen Mittel die wahre Höhe der Spring- und Nippfluthen herleiten.

Hätte man so aus zahlreichen Beobachtungen bestimmt, wie viel die mittlere Fluthhöhe, nämlich die ganze Höhe beträgt, um welche das Wasser von der tiefsten Ebbe bis zur höchsten Fluth im Mittel aufwächst; ferner die Zeit und Höhe der Spring- und Nippfluthen und die Zeit und Tiefe der zugehörigen Ebben: so würde man im Stande seyn nach mathematischen Regeln auf jeden Tag zu berechnen, wie hoch zufolge des Standes des Mondes und der Sonne die Fluthen auflaufen und zu welcher Zeit sie eintreten müßten. *) Eine solche für alle Tage

*) Laplace hat in seinem mit Recht berühmten Werke, welches den Titel führt: Die Mechanik des Himmels, hierzu Anleitung gegeben, und es würde von dem äussersten Interesse seyn, genaue und vollständige Beobach-

oder vielmehr für alle Fluthen und Ebben berechnete Tabelle würde man nun mit den Beobachtungen vergleichen und die — natürlich äußerst häufigen — Abweichungen der Erfahrung von der Theorie anmerken. Diese Vergleichung könnte dann zu Beantwortung der wichtigen Frage führen, wieviel ein Wind von gegebner Richtung und Stärke die Fluth beschleunige und erhöhe, oder zurückhalte und ihre Höhe vermindere. Freilich ist es nöthig, zuerst genau zu prüfen, ob auch die theoretische Rechnung noch einer Correction bedürfe, die nicht vom Winde abhängt, sondern auf Unvollkommenheiten der Theorie beruht; hat man sich aber hierüber beruhigt, oder auch die Correction wirklich gefunden und angebracht, so wird man höchst wahrscheinlich eine Regel entdecken, wie der Wind bei jeder Richtung und Stärke seinen Einfluß auf die Fluthen äusserte. Die Wichtigkeit einer solchen Regel brauche ich nicht erst zu beweisen. Freilich darf man nicht erwarten,

tungen mit diesen mathematischen Regeln zu vergleichen, um die Theorie zu prüfen und dann weitere Folgerungen zu ziehn.

Das jede einzelne Beobachtung genau dieser Re-
 gel entspreche; denn es kömmt gewiß viel darauf
 an, ob derselbe Wind anhaltend, oder veränder-
 lich ist, und ob der Wind, welchen ich am
 Ufer beobachte, weit in die See hinaus nach
 gleicher Richtung und mit gleicher Stärke weht;
 aber wer mit Auffuchung solcher Regeln unzu-
 gehn weiß, den wird dies nicht irre machen, da
 es, wenn die Zahl der Beobachtungen nur groß
 genug ist, gewöhnlich nicht so schwer hält, die
 Hauptregel durch alle Irregularitäten durchbli-
 ckend zu entdecken. Mit Hülfe dieser Regel
 würde man dann auch im Stande seyn, mit
 ziemlicher Genauigkeit zu berechnen, wie hoch
 beim Zusammenreffen der ungünstigsten Um-
 stände die Fluth bei Stürmen steigen könnte,
 und zugleich nach den Regeln der Wahrschein-
 lichkeit schätzen könne, wie oft man ohngefahr
 in einem Jahrtausend solche Fluthen zu besor-
 gen Ursache hätte.

Die bisher angeführten Folgerungen, welche
 man aus Beobachtungen der Fluth herleiten
 kann, lassen sich, — (besonders sofern sie die
 Theorie der Ebbe und Fluth in Vergleichung

mit dem Stande der Himmelskörper betref-
 fen) — nur bei den nahe an der See ange-
 stellten Beobachtungen ziehen. In Strömen
 hängt die Höhe der Fluth von noch einem drit-
 ten Hauptumstande, nämlich von der größern
 oder geringern Quantität des Oberwassers ab,
 und es mögte schwierig seyn, hier den regulä-
 ren Einfluß des Mondes genau auszumitteln.
 Weiß man aber aus den an der See angestell-
 ten Beobachtungen, wieviel man auch hier bei
 den Fluthen, der Wirkung der Himmelskörper
 zuschreiben habe — (und dieses würde sich
 am besten bestimmen lassen, wenn man gleich-
 zeitige an der Mündung des Flusses und höher
 hinauf angestellte Beobachtungen vor sich hät-
 te) — so werden die Beobachtungen in hö-
 hern Gegenden eines Stromes zu machen an-
 dern Folgerungen leiten. Hier nämlich ist es bes-
 onders, wo die Untersuchung, ob die örtlichen
 Umstände sich im Laufe der Zeit ändern, von
 Wichtigkeit ist, und obgleich sich so im Allge-
 meinen nicht genau voraussetzen läßt, was für
 Schlüsse sich hier herleiten lassen, so übersieht
 man doch, daß Veränderung in der Gestalt und
 dem Abfalle des Strombettes auch Veränder-
 rung in der Höhe und Zeit der Fluth bewirken,
 und daß man folglich von diesen auch auf jene
 wird zurückschließen können. An der See kön-
 nen nicht leicht Aenderungen in der Lage der Ufer
 vorgehn, die auf die Zeit und Höhe der Fluth
 erheblichen Einfluß hätten; aber bei Strömen
 fallen solche Veränderungen des Bettes gewiß
 nicht selten vor. Um diese richtig zu beurtheil-

ten, würden Beobachtungen an mehreren, von der Mündung ungleich weit entfernten Stellen erfordert, und diese müßten entweder ununterbrochen fortgesetzt, oder doch nach einem beträchtlichen Zeitraume wiederholt werden, und würden dann ohne allem Zweifel zu überaus nützlichen Resultaten führen.

Zu wünschen wäre es also allerdings, daß solche Beobachtungen recht vollständig und genau an mehreren Orten angestellt würden; aber wer sie anstellen will, der muß den nöthigen Aufwand von Zeit und Kraft sehr wohl im voraus überlegen. Da diese Beobachtungen Jahre lang täglich angestellt werden müssen, so kann sie niemand unternehmen, der nicht dem Beobachtungsplatze ganz nahe wohnt; denn für einen Gang auch nur von einer Viertelstunde, ist eine einzelne Beobachtung eine zu geringe Ausbeute, und man fühlt sich, wenn der Aufwand von Zeit und Kraft irgend erheblich ist, grade zu diesen Beobachtungen um so weniger berufen, weil es Personen genug gibt, welche sie mit mehr Bequemlichkeit anstellen können, und weil folglich die aufgewandte Mühe nichts verdienstliches hat.

Edwarden.

J. H. Brandes.

